

14 Jg.

Nr. 2



Eisack-Land
Lothringers
Heimat



1

2

3

4

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

137

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang .. 80 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.

Inlandspreis für Einzelhefte .. 3.00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkont. Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

GUEBWILLER

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.

Sämtliche elektrische Haushaltungs-Apparate

in erstklassiger Ausführung.

Tel: 882

A-GUEIROARD

Études,

Cise,

Realise



Dessins & Clichés

2. Place Guillaume Tell

TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICROMIE

Ein Geschenk zu Ostern!

«Das ist echte Heimatkunst».
Ein bedeutendes Alsatium.

C. SPINDLER

Bei uns im Elsass

Text und Zeichnungen vom Verfasser.

1 Werk von 150 Seiten, broschiert (16 x 21 cm),
mit 24 ganzseitigen z. T. zweifarbigen Zeichnungen,
Titelbild (als Schutzumschlag) im 3 Farbendruck.

Subskriptionspreis:

1 Exemplar auf Pur fil Lafuma-Papier numeriert mit
einer Originalzeichnung des Verfassers und 2
Kunstdruckbeilagen in 3 Farbendruck 170.— Frs.

1 Exemplar auf Alfax-Navarre-Papier, numeriert mit
2 Kunstdruckbeilagen in 3 Farbendruck 60.— Frs.

1 Exemplar auf Alfa-Navarre-Papier mit 1 Kunst-
druckbeilage in 3 Farbendruck 40.— Frs.

Ein Werk das sich selbst empfiehlt durch Inhalt,
Zeichnungen und Aufmachung.

Ab 1. April werden die Preise erhöht werden.

Bestellungen nehmen an sämtl. Buchhandlungen, der
Verlag d. «Elsassland» od. d. Verlag «Alsatia»-Colmar.

Gewiss hat ihre Mutter

schon gerne in der bekannten Confiserie DARSTEIN eingekauft und es ist ihnen vielleicht, wie so vielen, eine angenehme Tradition, da weiter zu kaufen, wo traute Erinnerungen an die Kinderzeit Sie hinziehen! Die Firma DARSTEIN ist weithin im ganzen Land bekannt für ihre ausgezeichneten Qualitäten und sie bietet ihrer Kundschaft auch wirklich gutes, trotz den billigen Preisen.

Ein kleiner Versuch macht Sie schon zum dauernden Kunden. Achten Sie aber im eigensten Interesse auf die nachstehenden Adressen der drei offiziellen

Darstein-Verkaufsstellen in Strassburg

Jungferngasse 3, Alter Weinmarkt 20, Langstrasse 16.

Bunt und farbenprächtig, wertvoll und unterhaltend — ein echtes Westermanns Monatsheft — ist die soeben erschienene Februarnummer. Natürliche Lebensfreude spricht aus jedem Satz der Abhandlung von Hermann Eris Busse «Oberdeutsche Volksfastnacht», Sabine Lepsius, die den «Tag der deutschen Kunst in München» miterleben konnte, schreibt darüber und fügt ihrem Aufsatz viele farbige Abbildungen bei. Die Insel Ceylon besuchte Prof. Arnold Busch und beschreibt seine Eindrücke und Erlebnisse. Der Aufsatz enthält 11 farb. Abb. nach Oelbildern des Verfassers. Von dem weiteren Inhalt sind zu nennen «Luftbedrohung und Luftschutz», «Mit der Elektrischen zur Mitternachts-sonne», «Wanderschmiere», die Erzählung «Eine Braut betelt», sowie der neue Roman von A. Kuhnert «Die grosse Mutter vom Main». Jede Nummer von Westermanns Monatsheften enthält viele meist farbige Kunstblätter und Ein-schneidbilder.





ALFRED FISCHER

GRIESBACH-MÜNSTER

Elsass-Land Lothringer Heimat

14. Jahrg.

FEBRUAR 1934

2. Heft

Schlangensagen und Schlangensegen

Von Alfred Pflieger

In seinem Buche «Von Tieren und Menschen» macht Carl Hagenbeck eine feine Bemerkung über die Schlangen. Als Mogli, der Held von Kiplings berühmtem Dschungelbuch, im unterirdischen Gelasse zwischen versunkenen Schätzen der uralten Klapperschlange gegenübersteht, sagt er, er wolle mit dem giftigen Volke nichts zu tun haben. Mogli ist die Stimme der Natur. Menschen und Tiere meiden die giftige Schlangenbrut und übertragen ihre Scheu auch auf diejenigen Schlangenarten, die nicht giftig sind. Die Schlange steht abseits in der Schöpfung. Kein geistiges Band verbindet sie mit den übrigen Geschöpfen Gottes. Sie begegnet nur Feinden, die ihr nachstellen, oder Flüchtigen, die sie fürchten wie die Pest. Sie ist keines Menschen Freund. Ihre auffallende Form und lautloses Schleichen, ihr unerwartetes Aufbäumen und Zischen, ihr tückischer hypnotisierender Blick und plötzliches Verschwinden im Boden, alles das ist dazu angetan, die Schlange in einem unheimlichen Lichte erscheinen zu lassen. Ihr Sein ist von dem aller andern Tiere grundverschieden und verleiht ihr etwas Dämonisches, Gespensterhaftes, das sie dem Geisterreiche nahebringt. Fast die ganze Heidenwelt erwies ihr göttliche Ehren. Aus der Bibel kennen wir den ägyptischen Schlangendienst, den Stab des Asklepios umwand eine Schlange, an den alten Heilebrunnen lagen heilbringende Schlangen. Mit der Einführung des Christentums tritt ein grosser Wandel in dem Verhältnis des Menschen zur Schlange ein. Sie wird zum Inbegriff des Bösen. In der Offenbarung heisst der Teufel die alte Schlange. Seit dem Fluche «Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Samen und ihrem Samen, derselbe soll dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Fersen stehen»

herrscht immerwährender Hass und Krieg zwischen Mensch und Schlange. So ist die Schlangenfurcht zum uralten Erbeil des Menschengeschlechtes geworden.

Bei dieser angeborenen Furcht und dem seit Jahrhunderten anezogenen Hass ist es kein Wunder, dass die Schlangen im Aberglauben und in den Sagen des Volkes eine grosse Rolle gespielt haben. Auch das Elsass hat ausgeprägte Schlangensagen, welche die Angst und die abergläubische Scheu widerspiegeln, die das Volk vor diesen in alter Zeit viel zahlreicher auftretenden Kriechtieren empfand. Sie berichten zumeist von dem Schlangenkönig und den Kronenschlangen.

Im Ober-Elsass ist die Sage vom Schlangenkönig auf der Ruine Heissenstein bei Gebweiler lokalisiert. Vom Heissenstein soll manchmal um Mittag eine Schlange hinabgleiten, die eine funkelnde Krone auf dem Kopfe trägt. Sie legt dieselbe auf einen Stein und badet in der Lauch. Glückliche derjenige, dem es gelingt, die Krone zu erhaschen. Doch ist es ein gefährliches Wagnis. Das Zischen des Schlangenkönigs ruft alle Schlangen in der Umgegend zur Hilfe herbei. Gelingt jedoch der Raub, so ist das Glück des Kühnen gemacht. Der Schlangenkönig aber muss sterben (Stöber-Mündel, Die Sagen des Elsasses 1892 I, 57).

Am Mossigbache, welcher durch das Krontal zwischen Wasselnheim und Marlenheim fliesst, hört man in stillen Nächten oft ein feines, leises Singen. Es rührt von den schönen Schlangen her, welche am Ufer liegen. Man kann ihre goldenen Krönchen aus dem Grase hervorschimmern sehen (ebd. II, 66).

In den Wäldern, die Ballersdorf umgeben, hausen grosse, giftige Schlangen. Sie tragen kostbare Kronen auf dem Haupte, weshalb sie





«Krönleschlangen» genannt werden. An heissen Sommertagen baden sie sich oft in den Waldteichen, wobei sie die Krone am Ufer zurücklassen. Wohl dem, der das Kleinod entwenden und damit fliehen kann! Er ist reich und glücklich für sein Leben lang. Wehe aber dem Unglücklichen, der von der Schlange auf der Tat erappt wird: er ist einem schrecklichen Tode verfallen (Th. Walter, Sagen aus dem Ober-Elsass 1904, 15). Auch bei Leimbach und Thann sieht man nachts gespensterhafte Schlangen, welche den Wanderer bedrohen (P. Stintzi, Die Sagen des Elsasses 1929 II, 24).

Im felsigen Jura der Franche-Comté, dessen Ausläufer in den Sundgau hereinragen, haust die Vouivre (vipère), eine grosse, giftige Schlange. Sie hat nur ein Auge mitten in der Stirne, das aus einem Karfunkel besteht. Wenn sie am Brunnen trinken will, legt sie es ab. In diesem Augenblick kann man den funkelnden Edelstein rauben. Wem der kühne Griff gelingt, dem fallen unermessliche Reichtümer zu. Die Vouivre jedoch bleibt blind bis zum Ende ihrer Tage. Meistens aber finden die Unternnehmer des kecken Versuches bei dem Wagnis den Tod (Stöber-Mündel, a. a. O. I, 1; J. Grimm, Mythologie 1875 III, 198).

Drunten im Unterland, am Fusse des Liebfrauenberges, träumt in der Gemarkung des Dorfes Lobsann ein einsamer Hof, der Meerebrunn genannt. Es ist der Ueberrest des alten Klösterleins Marienbronn, das sich bei einer frischsprudelnden Quelle um eine Waldkapelle der Fleckensteiner gebildet hatte und erst von der Revolution hinweggefegt wurde. Vor alter Zeit kam an heissen Sommertagen eine Schlange an diese Bergquelle, um sich zu baden. Es war eine Schlangenkönigin, die als Abzeichen ihrer Würde eine edelsteinbesetzte Goldkrone auf dem Kopfe trug. Vor dem Bade legte sie jedesmal das goldene Krönlein im Grase ab und tauchte dann unter in das kühle Nass. Schon viele hatten es unter Lebensgefahr versucht, sich der glück-

bringenden Schlangenkrone zu bemächtigen, aber noch keinem war das tollkühne Unterfangen gelungen. — Eines Tages überraschte ein Mann aus dem nahen Lobsann die Schlange im Bade. Er schlich hinzu, fasste die Krone mit raschem Griffe und lief, so schnell er konnte, heimwärts. Als die Schlangenkönigin aus dem Wasser stieg, merkte sie sofort den Verlust und verfolgte die Spur des frechen Diebes bis an sein Haus. Er konnte gerade noch hineinschlüpfen und die Türe zuschlagen. Die Schlange aber rannte sich in ohnmächtiger Wut den Kopf ein (H. Menges, Bilder aus der Heimatgeschichte des Kreises Weissenburg 1912, 124).

All diese Sagen haben als gemeinsamen Zug das goldene Krönlein und das Baden oder Trinken. Diese Krone bietet uns die Lösung des Märchens vom Schlangenkönig und von den Kronenschlangen, in dem sich Dichtung und Wahrheit so wundervoll verschlingen. Das Volk weiss von unscharfen Beobachtungen her, dass die grösste unserer einheimischen Schlangen, die harmlose Ringelnatter (*Tripodonotus natrix*), hinter dem schwarzblauen Kopfe im Nacken einen weissen oder gelblichen Ring besitzt, der aus zwei halbmondförmigen, schwarz eingesäumten Flecken besteht. Dieser charakteristische Ring hat dem Reptil den Namen Ringelnatter eingetragen. Nach der Häutung heben sich die beiden goldgelben Flecken helleuchtend vom dunkeln Waldboden oder der grünen Grasnarbe des Bachrandes ab, sodass eine lebhaftere Phantasie wohl ein goldenes Krönlein erkennen kann. Als die Auffassung dieser Flecken als einer kostbaren Goldkrone sich im Volksbewusstsein festgesetzt hatte, war es natürlich, dass man mit dem Gedanken spielte, wie man der Kronenschlange wohl ihr Kleinod abgewinnen könnte. Da nun die Ringelnatter gern und häufig ins Wasser geht, um zu baden und zu jagen, lag die Vermutung nahe, sie lege vor dem Baden die Krone ab, um sie nicht im Wasser zu verlieren. Diesen Augenblick gelte es zu erhaschen, um die glückbringende Schlangenkrone zu gewinnen. In den mit dem Abenteuer verbundenen Gefahren spiegelt sich die abergläubische Furcht des Volkes vor dem Schlangengezücht, dessen blosser Berührung schon abschreckend wirkt. So entstand auf ganz natürliche Weise das Märchen vom Schlangenkönig. Obwohl der kronenartige Kopfputz der Schlangen ein reines Phantasieprodukt ist, war er lange Zeit eine Quelle reicher Einnahmen für gewissenlose Ausbeuter der blindgläubigen Menge. Die angebliche Schlangenkrone war nichts anderes als die der Wurzel beraubte Krone eines der hintersten Mahlzähne einer braven

Kuh, welche die abergläubischen Leute zu allerlei Heil- und Zauberzwecken gebrauchten.

Zu einer andern Gruppe gehört die Krautergersheimer Sage von dem Kind und der Schlange. Vor vielen hundert Jahren war das Dorf Krautergersheim von einer grossen Schlangenplage heimgesucht. Das ekle Gewürm kam sogar in die Häuser und belästigte die Leute bei Tisch. Eines Tages liess eine Mutter ihr Kind allein zu Hause, sie hatte dringend im Feld zu arbeiten. Sie setzte es ins «Summerhüs» (Hinterstube) mit einer Puppe zum Spielen und stellte eine Schüssel voll Milch und eingebrocktem Brot in seine Nähe, damit es nicht zu hungern brauchte. Als sie heimkehrte, um das Mittagessen zu bereiten, hörte sie ihr Kind mit jemand in der Kammer sprechen. Sie klinkte die Türe vorsichtig auf, blieb aber vor Schrecken gelähmt stehen. Da sass das Kind am Boden neben der Milchschiessel und schlug mit dem Löffelchen einer grossen Schlange auf ihren breiten Kopf und sagte, mit ihr scheltend: «Lappele nit allewil Brüej, lappele äü Mocke!» Doch die Schlange liess sich in ihrer Mahlzeit nicht stören. Immer wieder tunkte sie die kalte Schnauze in den süssen Brei und leckte begierig mit dem Doppelzünglein. Erst als die Mutter ein erschrockenes Jessesmarandjoseph aussties, hörte sie auf und verschwand in einer Spalte des Dielenbodens. Dem Kinde hatte sie kein Leid getan.

Diese bislang im Elsass unbelegte Sage ist weit verbreitet. Sie ist allgemein bekannt durch Grimms Märchen von der Unke, die hier die Hausunke, die Hausnatter bezeichnet. Die liebe Grosstante Louise erzählte uns Kindern die Krautergersheimer Fassung der Sage im Zusammenhang mit der Legende des Kirchenpatrons Sankt Aper, um uns die Macht seiner kräftigen Fürbitte zu erklären, die das Dorf von der Schlangenplage erlöst hätte. Seit Krautergersheim unter des Heiligen Schutz und Schirm stünde, sei das Natterngezücht aus dem Banne verschwunden. Auch heute noch sollen Schlangen die Gemarkung meiden. Als ich einmal mit der rüstigen Grossel durch das endlosscheinende Ried nach der Hattisheimer Nothelferkapelle am Nordende des Bruches gehen durfte, zeigte sie mir mit scheuer Gebärde die jenseits der Banngrenze in der Ergels schwimmenden Nattern und mahnte mich zu einem stillen Dankgebete zu Ehren des Schlangenpatrons Sankt Aper.

Unsere Sage vom Kind und der Schlange ist in mehr als einer Beziehung aufschlussreich. Sie zeugt für das zahlreiche Vorkommen der Schlangen in alter Zeit, die im Dorfgraben, im Hanfbach und im sumpfigen Ried reiche Nahrung und gutes Fortkommen fanden. Dann beweist sie eher das Gegenteil von dem, was sie bezwecken soll.



Eine Krontal-Vision

Statt den Abscheu und die Furcht des Volkes vor der unheimlichen Schlange auszudrücken, zeigt sie uns die harmlose Ringelnatter, die gern unter den Häusern und in Kellern lebt und auch in die Stuben gekrochen kommt, als eine Art guten Hausgeistes, der mit einer Schale Milch bewirtet wird. Endlich wird sie zur Erklärung des Schlangenpatronats des hl. Aper herangezogen.

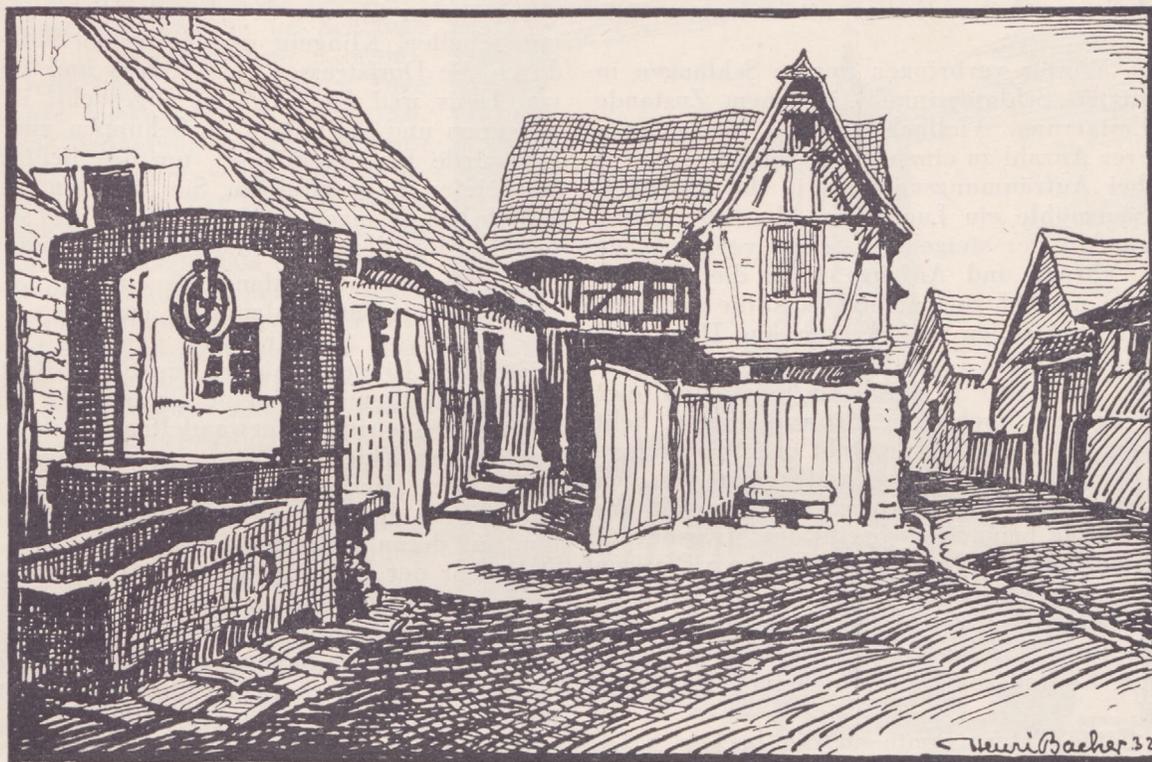
Was hat es damit für eine Bewandnis? Das Patronat des Heiligen in Krautergersheim ist seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts bezeugt. Eine Urkunde Kaiser Heinrichs V. erwähnt die Kirche des Dorfes zum erstenmal 1114 als ecclesia S. Apri (Laurent Pfleger, Chronik d. Dorfes Krautergersheim, Str. 1953, 30). Es ist das einzige Patronat, das der hl. Bischof von Toul im Elsass hat, während ihm in seinem Kirchensprengel mehr als 50 Kirchen geweiht waren. Darunter war eine der berühmtesten die dicht neben der Abtei Moyennoutier in den Vogesen gelegene Pfarrkirche St. Epvre, deren Gründung und Konsekration die Vita Hidulfi dem hl. Ehrhard, dem Taufspender der hl. Odilia, zuschreibt (L. Jérôme, L'abbaye de Moyennoutier, Paris

1902, 77). Durch die Dotation einer vornehmen Frau waren die Benediktiner von Moyencourt Grundbesitzer in Krautergersheim geworden und weihten das kleine Gotteshaus neben ihrem Dinghof dem von ihnen hochverehrten hl. Aper. Doch ist in der Vita S. Apri und im Liber Miraculorum nirgends von der Schlangenausrottung die Rede, während er in Krautergersheim als ausgesprochener Schlangenpatron verehrt wird wie S. Patrick in Irland, S. Pirmin in der Reichenu und S. Cyriakus in Schwaben. Beide Schlangenheiligen besitzen Wallfahrten in der Nähe von Krautergersheim, Cyriakus in Altdorf, Pirmin in Holzheim, von Anrufungen gegen Schlangen ist jedoch nichts bekannt. Nun könnte man mit Stephan Beissel (Die Verehrung der Heiligen im Mittelalter 1892, 80) den apokryphen Zug der Aperlegende als ein Symbol auffassen für die christliche Kultur und ihre glücklichen Folgen, welche man diesem Heiligen dankt. Ich möchte noch eine andere Erklärung vorschlagen. In vielen Berichten über Klostergründungen in waldigen und feuchten Gegenden wird gewöhnlich die Schlangengefahr und der Kampf mit den Nattern (vepribus) hervorgehoben. Es ist wohl anzunehmen, dass die Söhne des hl. Hidulf bei ihrer Rodung in dem sumpfigen und noch waldreichen Gebiet zwischen Ehn und Ergels auf einen starken Schlangenreichtum stiessen und mit der Ausrottung der Wälder die Ausrottung der Reptilien verbanden. Den unausbleiblichen Erfolg dieser planmässigen Kulturarbeit übertrugen dann die Bauern von den wackern Mönchen auf ihren Patron und schrieben seiner Fürbitte die Schlangenvertilgung zu. Wie dem auch sei, ich bedaure unendlich, dass das grosse Tafelgemälde an der Kirchenwand, welches den hl. Schlangenbauer inmitten giftgeschwollener Reptilien darstellte, heute verschwunden ist. Das gemalte Kirchenfenster mit der Gestalt des Heiligen ist kein vollgiltiger Ersatz für das eindrucksvolle Bild, bei dessen Anblick meine jugendliche Einbildungskraft die Behauptung der alten Tante sehr glaubhaft fand, dass die Verdammten in der Hölle «von Schlangenbrüet un Kröttelaich» sich ernähren müssten.

Dem heutigen Geschlecht ist es kaum noch möglich, sich eine Vorstellung von dem Schlangenreichtum unserer Heimat in alter Zeit zu machen. Die Schlange ist nahe daran, aus der Fauna des Elsass zu verschwinden. Zu den natürlichen Schlangengefeinden in der Tierwelt wie Igel, Iltis, Wiesel, Dachs, Storch und Schlangenadler hat sich seit Urzeiten der Mensch gesellt und den Schlangen den Vernichtungskampf angesagt. Kein Bauer und kein Städter kann in freier Natur eine Schlange sehen, ohne sie gedankenlos totzuschlagen. Der Rückgang der Reptilien hat aber noch

tiefer Ursachen. Die fortschreitende Bodenkultur, die Trockenlegung der Sümpfe und feuchten Niederungen, das Durchforsten der Wälder, die Industrialisierung des Landes, die Korrektur der Flüsse, die Vergiftung der Bäche durch Fabrikabwässer haben eine grundstürzende Aenderung in den Daseinsbedingungen der Schlangen herbeigeführt und die schönen, aber unheimlichen Tiere bald ganz ausgerottet.

Früher muss die Schlangenbrut eine wahre Landplage gewesen sein. Bei der Schilderung der ritterlichen Burgverliesse ist stets die Rede von Schlangen und Kröten und allerlei hässlichem Gewürm, in deren Mitte die Gefangenen auf halbverfaulter Strohschütte schmachteten. Flurnamen haben die Erinnerung an das zahlreiche Vorkommen von Schlangen festgehalten. Wir treffen Schlangengärten in Hundsbach am Schlangengraben, Flachlanden und Obermorschweiler haben ein Gewinn auf der Schlange. Schlangengäcker gibt es in Brinkheim, St. Leonhard, Riespach, Wettolsheim. In der Gemarkung Lautenbach-Zell heisst 1594 eine Sägemühle zuo Schlangengbach. Luemschweiler hat im 17. Jahrhundert einen Schlangenzaun und Schlangengarten, Winzenheim und Colmar eine Schlangengasse (jm schlangengäszlin 1614). Bäche und Gräben sind nach Schlangen benannt wie der Schlangengiesen bei Heiteren, der Schlangengarten bei Oberhagenthal, der Schlangengraben zwischen den Bännen von Brückensweiler und Obertraubach, der Schlangengraben bei Dürllinsdorf. In der Gemarkung von Sickert gibt es einen Schlangenkopf, in Bendorf und Obersept ein Schlangengloch, Schlangengärten in Brinkheim, Heiteren, Niedermuespach, Schweighausen, einen Schlangengrain in Wittelsheim und Homburg, einen Schlangensprung in Buschweiler, einen Schlangengarten in Egisheim, einen Schlangengarten in Rammersmatt, ein Schlangental in Sulzbach und ein Schlangengärtlein in Rufach. Schlangengarten heisst auch ein Zufluss des Haspelseider Baches. Schlangenberg war früher die Bezeichnung des Bärenthaler Aussenortes Mühlthal, heute ist es der Name des dortigen Forsthauses. Denselben Namen führt der Bergrücken, der sich über dem Forsthaus zwischen Zinsel und Falkensteinerbach hinzieht. Die Einsattelung, welche die Verbindung zwischen dem grossen Schlangental (Zinseltal) und dem kleinen Schlangental (Falkensteinerbach) herstellt, heisst Schlangentaler Hals. Darnach ist ein 1810 erbauter Hof daselbst getauft. Auch ein Teil des Bitscher Staatswaldes führt den Namen Schlangental. Mit den Schlangen nichts zu tun hat der Schlettstadter Schlangengarten, die Bezeichnung des Kestenholzer Kanals, obwohl die daran waschenden Frauen wegen ihrer giftigen Schlangenzungen



Das alte Krautergersheim

berühmt sind; es heisst nach dem Haus «Zur Schlange», das heute noch steht.

Im Mittelalter galten alle unsere Schlangen als giftig, sogar die «Wasserheydexe», die Molche, hält der sonst so urteilstüchtige Fisch- und Hagmeister Leonhart Baldner in seinem Fischbuch (1666) für «vergiftig Thierlein». Kein Wunder, wenn die Leute, die in Feld und Wald zu tun hatten, auf Schlangenschutz bedacht waren. Der Botaniker Hieronymus Bock gibt in seinem Büchlein «Von Stauden, Hecken und Bäumen» (Str. 1546) einige volkstümliche Schlangenschutzmittel an. Mit einem Buchenreislein soll man die giftigen Ottern vertreiben können. Unter den Bäumen hat die Esche das Lob, dass sie keine Schlange unter sich leidet. Eher soll diese ins Feuer als in ein Eschenholz fliehen. Auch vertreibt der Rauch dieses Holzes das Natterngezücht. Die Alten schrieben, dass eine mit einer Haselgerte geschlagene Schlange bald sterben müsse. Der zweifelsüchtige Kräuterdoktor glaubt das wohl, zumal wenn es eine Haselwurzel ist, wie sie die Bauern über Feld tragen. Dürfte man doch mit solch einem Haselstock einem schelligen Hund das Lebenslicht ausblasen. Ferner vertreibt der Rauch des Wacholders und der Wachholderbeeren die Schlangen und alles böse Geziefer. Auch heute noch herrscht in Hirsingen die Volksmeinung: «Wa me ne giftigi Schlang mit eme

haslige Rüeteli zwackt, se wird se stif» (Els. Wtb. I, 580).

Eine wichtigere Rolle spielten die alten Schlangenbannsegen, die uns leider nicht überliefert worden sind. Doch haben sich Ueberreste solch altertümlicher Schlangensegen bis auf unsere Tage erhalten. Sie sind nicht nur gegen die Schlangen, sondern auch gegen die Kröten gerichtet. Denn die Kröte stand und steht heute noch im Urteil des Volkes auf einer Stufe mit der Schlange. «Ist ein abscheulich vergiftetes Thier», schreibt Leonhard Baldner von ihr. Würm, Schlangen und Krotten nennen die alten Schriftsteller in einem Atem. Der Rücken des Verführers, der am südlichen Turmportal des Münsters den törichten Jungfrauen den Apfel hält, ist mit Schlangen und Kröten bedeckt. Ein alter Fluch lautet: «Dich soll e Krott pfetze!» Von der Schollekrott (Kreuzkröte, *Bufo calamita*) glaubt das Volk noch heute, dass sie Gift in die Augen ihres Feindes spritzt, sodass er erblindet. Gleich der Schlange galt die Kröte als Zaubertier. Sehr gesucht als Amulett und Zaubermittel war der Krötenstein, der das Gift zwingen sollte. Er stammte angeblich aus dem Kopfe der Kröte, war aber ein versteinertes Fischzahn. «Du hast einen krottenstein in einem Ring gefasset. Wann einem ein ross, ein ku geschwillt, so sprechen sie: lauf und heiss dir den krottenstein geben

oder leihen» (Geiler, Evang. mit usslegung 1517, 122a).

Den Winter verbringen unsere Schlangen in geschützten Schlupfwinkeln in einem Zustande der Erstarrung. Vielfach gesellen sie sich in grösserer Anzahl zu einander. So fanden Arbeiter 1927 bei Aufräumungsarbeiten in der Elsenheimer Sägemühle ein Lager von über 40 Ringelnattern. Mit der steigenden Sonne verlassen sie Ende Februar und Anfangs März die Winterherberge, um sich zu sonnen. Das ist die gegebene Zeit, um Schlangen und Kröten aus Haus und Hof und Feld und Flur zu bannen. Der altüberlieferte Tag dafür ist das Fest Petri Stuhlfeier (22. Februar). Nach dem Bauernkalender hebt St. Peter das Frühjahr an, geht der Winter fort, sucht der Storch sein Nest, und kommt von den Schwalben der Rest. «Peter Stuolfeyer soll uns den Frühling bringen», schreibt der Strassburger Glasermeister Lorenz Fritsch in seinen Notizen von 1625. Die älteste Nachricht des Beschwörens der Schlangen und Kröten am Peterlestag ist uns im «Heiligen Nambuoch» des Hagenauer Schulmeisters Konrad von Dangkrotzheim (1455) überliefert.

Sante Peter trumte an die becken,
das er die untier wolte erschrecken.

Die alten Hagenauer schlugen an eiserne Becken und vollführten damit einen Heidenlärm, um die Untiere, wie hier Kröten und Schlangen heissen, zu verscheuchen. Es liegt in dem Brauche ein dem Läuten der Wetterglocken entsprechender Vorgang. Wie man mit dem Läuten der Glocken, der «trummeten gotes», wie sie Geiler in der «Emeis» nennt, die wettermachenden Dämonen und Hexen vertreiben wollte, so sollten mit dem Klang des Erzes die giftigen Reptilien gebannt werden. Die dabei gesprochene Beschwörungsformel brauchte Dangkrotzheim seinen Buben nicht mitzuteilen, die kannten sie aus Erfahrung, für uns Nachgeborene ist sie jedoch verloren. Der Herausgeber des hl. Namenbuches, K. Pickel, hat den Brauch nicht verstanden, auch J. Knepper nicht in seiner Geschichte des Schulwesens im Elsass bis 1550 (Str. 1905).

Es ist ein Irrtum, den sog. Hindisheimer Schellentag auf das Elend des Dreissigjährigen Krieges zurückführen zu wollen, wie es A. Kolb getan hat (Vog. Kal. 1924, 66). Der Kampf gegen Schlangen und Kröten geht bis in die ältesten Zeiten zurück. In Hindisheim hat die Jugend den Umzug etwas vorgerückt und ihn auf den 2. Donnerstag im Februar verschoben. In alter Zeit fand er wohl auch am Sankt Peterstag oder am Tage vorher statt. Der Tag war schulfrei, und als die strenge Schulverwaltung ihn nicht mehr freigab, versäumten die Kinder die Schule, um an dem Umzug teilzunehmen. Die alte Tradition war

eben stärker als der Schulzwang. So zogen sie mit Schellen, Klingeln und hölzernen Klappern durch die Dorfstrassen. Alle Ecken und Winkel von Haus und Hof wurden abgesucht, in alle Scheunen und Stallungen, in Schuppen und Keller wurde hineingeklingelt, um das lichtscheue Ungeziefer zu vertreiben. Sie klopfen an die Wände, sie sprangen um den Brunnen und schrien in einem fort den verstümmelten Schlangensegen:

Krötte un Schlange üs em Hof,

Krötte un Schlange üs em HüS.

Alli erüs!

Die armen Kinder erhielten ein Stück Brot, die besser gestellten eine kleine Geldspende. Wo sie abgewiesen wurden, verwandelten sie ihren Segen in den Fluch: «Krötte un Schlange in de Hof!» Der Hindisheimer Bann war sehr reich an Lurchen, Kröten und Schlangen, da die Andlau, auf deren rechtem Ufer das Dorf sich hinzieht, vor der Bachregulierung oft die Ortschaft überschwemmte und zahlreiche Pfützen und Lachen hinterliess. Strassen und Höfe waren so morastig, dass die Bauern den Weg mit Dünger pflasterten. Da ist es nicht zu verwundern, wenn Reptilien und Amphibien sich unter solchen Verhältnissen wohl fühlten und ins Ungemessene sich vermehrten. Im kalten Winter 1929 hat die Jugend auch hier mit dem Brauche gebrochen. Seit das Dorf zementierte Bauernhöfe, asphaltierte Strassen und gepflasterte Rinnen hat, ist der Schlangen- und Krötenfeldzug auch nicht mehr unbedingt nötig. Nur ist damit wieder ein uralter Volksbrauch verschwunden. Aehnlich verlief der Umzug der Schuljugend in Dachstein. In Laubach im Unterland findet nach J. Herber (Odilienkalender 1929, 45) die Schlangenbeschwörung noch in Verbindung mit dem Umzug der Pflingstknechte am Pflingstsonntag statt. Das Ende des Spruches lautet:

Heb unte nüs, heb owe nüs.

Heb blutti, blindi Vöjel üs.

Scheich Schlange un Krötte zum Landel nüs!

Im krummen Elsass wird nach einer Zeitungsnotiz (Elsässer 1952, Nr. 45) das Schlangenaustreiben am 21. Februar, dem Vorabend von Petri Stuhlfeier, noch heute in mehreren Ortschaften geübt. Der Tag soll der «Schalttag» (wohl Schellentag) heissen. Die Schulkinder, Knaben und Mädchen, ziehen mit klingenden Schellen von Hof zu Hof und umkreisen mit dem Rufe «Kröten und Schlangen alle heraus» den Misthaufen. Leider sind die Dörfer, in denen sich der Brauch erhalten hat, nicht namentlich aufgeführt.

Aus Dangolsheim ist der Schlangensegen in eigentümlicher Form überliefert. Da zog in den achtziger Jahren die Schuljugend am 22. Februar durch das Dorf und rief, angeblich zur Erinne-

rung an die Vertreibung der Juden aus der Gemeinde: «Krotte un Schlange läufe n ins Taterles Hose n erum». Kein Jude liess sich an diesem Tage im Dorfe blicken (JB 5 (1889) 152). Sinn und Bedeutung der alten Schlangenbeschwörung war da bereits erloschen. Dagegen hat sich die Scheu vor dem schleichenden Gewürm, das nach altem Volksglauben die Brunnen vergiftete, mit der Abneigung gegen die Juden verbunden, denen die mittelalterliche Volkswut ähnliche Verbrechen andichtete. Während das Städtchen Westhofen seit den Strassburger Judenverfolgungen des 14. Jahrhunderts einer grösseren Judengemeinde Aufnahme gewährte, hielt Dangolsheim als Reichsdorf die Juden wohl fern und sah den alten Judenfriedhof nur ungern auf seinem Banne liegen. Unter dem Druck dieses Judenhasses scheint mir der alte Schlangenfluch «Krotte un Schlange läufe n üs Tateles (Dattele Deminutivum von Dätte, Vater in der Kindersprache) Hof enüs» entstellt worden zu sein «in Taterles Hose erum». Im Oberelsass ist der Brauch schon länger erloschen. Nur einzelne Dorfübernamen verraten uns, dass auch da am Peterstage die Schlangen und Kröten gebannt wurden. So heissen die Einwohner von Sulzbach Schlanglibisser, die von Lautenbach Schlangefresser und Krottekracher, die Osenbacher sind Krotteschinder, Schlangebisser, Egleseschisser (H. Lienhart, Ortsneckereien, Colmar 1927, 108, 115, 116).

Vollständiger hat sich der Schlangenspruch erhalten in der benachbarten Ortenau, die ehemals zum Bistum Strassburg gehörte. Im Kinzigtale heisst der Brauch das Peterlispringen oder nach dem Anfangsworte des Spruches das Scharausen und Scheerausen. Da lautet der Spruch der umziehenden Schlangenjäger:

Scharaus, scharaus,
 Aepfel und Birne zum Lade raus!
 Peter, Peter Sturm,
 Schlange und ihr Wurm,
 Spie aus, spie aus
 Krote und Schlange.
 St. Peterstag isch bald vergange!

Weiter landabwärts heisst es: «Krotte und Schlange zum Dor raus, Küchlein und Geld zu Petris Türle raus, heut isch Peterlistag!» Bekommen die Kinder nichts, so wünschen sie den geizigen Bauern «Krotten und Schlangen in den



Kirche des hl. Aper in Krautergersheim vor dem Umbau

Kunschthafe hinein». In Haslach an der Kinzig heisst der Tag der «Storchentag», an dem der von Kindern begleitete Storchenvater mit ähnlichem Rufe vor jedes Haus zieht, um das Ungeziefer zu verjagen (E. H. Meyer, Bad. Volksleben, Str. 1900, 78 f.). Die Erklärung des seltsamen Namens liegt wohl darin, dass der Storch nicht nur des Lenzes Bote, sondern auch der Schlangen Feind ist. Diese Sprüche werden mit dem «Segen wider Schlangen und andre giftige Thier, dass sie nit schaden können», gemeint sein, die der Freiburger Professor Lorichius in seinem Aberglauben 1595 bekämpft. Wir haben darin weniger Reste kirchlicher Benediktionen als Ueberbleibsel altheidnischer Frühlingsreinigungen zu sehen.

All diese elsässischen Schlangensagen und Segen beziehen sich auf die schöne Ringelnatter, die wir längst als ein unschädliches, harmloses Geschöpf haben kennen lernen. Es ist fast die einzige Schlange, die wir im Elsass haben. Wir treffen sie in der Ebene und im Gebirge, in feuchten Wäldern und an Wasserläufen, wo sie sich

meist von Fröschen nährt. Doch nimmt sie auch Eidechsen, Kröten, Molche und als gute Schwimmerin gelegentlich Fische. Sie sonnt sich gern, bewegt sich sehr schnell vorwärts und klettert ausgezeichnet. So sah ich vor einigen Jahren während der Osterferien am Dächertsgraben bei Schlettstadt eine Salweide voller Ringelnattern hängen, die sich sonnten. Nach der Paarung legt sie im Sommer, unter Laub und Moos versteckt, 15—50 perlschnurartig zusammenhängende Eier in Grösse von Taubeneiern. Das sind die Hahnen-eier des Volksglaubens, daraus der gefürchtete Basilisk schlüpfen sollte. Nach drei Wochen kriechen die etwa 15 cm langen Jungen heraus, um die sich die Mutter nicht weiter kümmert. In einem Terrarium gewöhnen sie sich leicht an die Gefangenschaft. Die äusserst nützliche, von Regenwürmern und Nacktschnecken lebende Blindschleiche (*Anguis fragilis*), die wie die Ringelnatter rücksichtslos verfolgt und unbarmherzig getötet wird, ist keine Schlange, sondern eine Eidechse, deren Beine verkümmert sind. Selten ist bei uns die bissige, aber ungefährliche glatte Natter (*Coluber laevis*, *Coronella austriaca*) von kupferbrauner Färbung mit einem dunklen, bufeisenförmigen Fleck im Nacken und zwei Reihen dunkelbrauner Flecken längs des Rückens. Sie liebt trockenen Boden und lebt fast nur von Eidechsen.

Giftige Schlangen gibt es keine im Elsass, darüber sind sich alle Naturkundigen einig. Gelegentliche Zeitungsnachrichten über das Vorkommen der Kreuzotter (*Vipera berus*) beruhen auf Irrtum. Wohl kommt sie im gegenüberliegenden Schwarzwald und in den Wäldern des Moseltales bei Metz vor. Doch wird sie gewöhnlich mit der Giftvipere (*Vipera aspis*), welche die heissen Kalkgegenden des Schweizer Jura und Westlothringens bevölkert, verwechselt. Die deutsche Regierung zahlte für erwachsene Exemplare eine Prämie von 1 M. Findige Köpfe machten daraus ein einträgliches Geschäft, indem sie die Giftvipern über die Grenze importierten oder sie auf Fermern förmlich züchteten. Infolge der auffallend hohen Anmeldungen wurde der Schwindel jedoch bald aufgedeckt. Auch in der Pfirter Gegend, wo der vipernreiche Jura anstösst, ist nichts von Giftschlangen bekannt. Das ist die Wahrheit, die mehr ins Volk hineingetragen werden sollte, damit die harmlose Ringelnatter vor dem gedankenlosen Totschlagen endlich einmal geschützt werde. Die Ausrottung unserer Reptilien hat notwendigerweise auch eine Rückwirkung auf die heimische Vogelwelt, die sich von Schlangen nährt. Von Jahr zu Jahr wird der Storch seltener, und der Schlangennadler ist schon fast ganz ausgestorben. Denkt an die Worte des schützenden Berggeistes: «Raum für alle hat die Erde, was verfolgst du meine Herde?»

Altstrassburger Sprachgut

Sprichwörter und Redensarten aus Melchior Sebiz «Missbräuche in dem Gebrauch der Saurbrunnen», Strassburg 1655

Dapffer durch die Hechel ziehen.
Andere Leute haben auch Hirn im Kopff und wissen, was weiss oder schwartz seye.
Hundert Jahr vnrecht, sagt man, ist keine Stund recht.
Mancher ist auss dem Bade und Saurbrunnen hekommen wie das Hündlein von Bretta.
Den alten Trab gehen.
Der Saurbrunnen bekompt manchen wie dem Hund das Grass.
Die mineralische Wasser sind kein Panacea, kein Heil allen schaden.
Nicht jeder Schuh, Stiffel oder Pantoffel ist jedem Fuss gerecht, nicht jeder Hut bedeckt alle Köpfe wohl, nicht jede Hosen und Wambst stehen einem jeden Leib an.
Das Saurwassertrinken ist so gemein als das Brod-essen.
Das Saurwasser uno haustu trinken, das ist, wie man sagt, ohn Schnauben und Bartwüschchen, ohn offtermaln das Maul und die Nasen in den Becher hineinzustossen.
Was langsam und mit weil geschicht,
Das ist sicher und schadet nicht.

Was man mit wenig richten kan,
Soll mit vielem nicht sein gethan.
Das beste Wasser, so man trincket,
Ist diss, welchs auss der Quell entspringt.
Das Kälblein in das Auge schlagen = Aergernis erregen.
Den Tauben ein Märlein erzählen.
Lass gehen, wie es immer geht.
Denn ob man es schon wehren thät,
So gehet es doch, wie es will.
Drumb ist rathsam, man schweige still.
Es heisst allhie: Frommer Mann, nimm du dich nit an.
Eilen ist viel anfangen und nichts aussmachen.
Eilen thut niemalen gut.
Wer fast eilt, kommt langsam heim.
In die Saurbrunnen laufen gleich wie ein Hund in die Kuchen schmäckt.
Dem Fass den Boden auf einmal ausschlagen.
Drumb diese Regul nimm in acht.
Dass niemaln eilen Nutz hat bracht.
Gar zu wenig und gar zu viel
Verderbet, sagt man, alle Spiel.
ap.

Ein vergessenes Riedbad

Von Fritz Baldensperger (Sundhausen)

Wer mit dem Riedexpressschnellzug von Strassburg nach Markolsheim fährt, hat Zeit und Weile, die schmucken Rieddörfer und die fruchtbare, mit zahllosen Wäldchen durchsetzte Landschaft zu studieren. Es fährt sich fast so schön wie in der alten Postkutsche seligen Angedenkens, doch um ein gut Teil bequemer, und wenn es auch etwas langsam geht, so kommt man doch gut und sicher ans Ziel. Zwischen Richtolsheim und Artolsheim, nicht ganz auf halber Strecke, rheinwärts, ist dem Reisenden vielleicht schon ein Gebäudekomplex mit einem schlichten Kapellchen aufgefallen. Wenn er auf der Karte nachschaut, findet er diese einsame Häuseranlage als Mineralbadgehöfte «Waldsburger» eingetragen. Seine Neugier ist geweckt. Was? Das Ried hat ein Mineralbad? Davon hat er noch nie etwas gehört. Er möchte gern etwas Näheres über dieses Riedbad wissen und wendet sich an den Schaffner um Auskunft. Doch der kann ihm auch nur achselzuckend mitteilen, dass da einmal vor langen Jahren so etwas wie ein Bad gewesen sein soll, dass aber heutzutage niemand mehr etwas davon weiss. Diese Behauptung ist vielleicht etwas übertrieben. Es gibt noch Leute, die sich ganz gut erinnern, dass das Bad in Betrieb war. Was ich von ihnen in Erfahrung bringen konnte, möchte ich hier in gedrängter Kürze mitteilen.

Das Bad Waldsburger ist ein Aussenort der Gemeinde Artolsheim, mundartlich Arkelse ausgesprochen. Es liegt genau ein Kilometer südlich Richtolsheim (im Dialekt Rickelse) und 400 m östlich der grossen Rheinstrasse. Ein gut erhaltener Weg führt zu dem Anwesen, das einst bessere Tage gesehen hat. Weil es näher an Richtolsheim als bei Artolsheim liegt, heisst es auch das Richtolsheimer Bad. Richtiger ist der Name Artolsheimer Bad, weil der Hof zur Gemeinde Artolsheim gehört, auf deren Gemarkung er auch liegt. Bis zur Revolution war das Bad Eigentum der Gemeinde, ging aber schon während der grossen politischen Umwälzung in den Besitz eines Herrn Joseph Waldsburger über. Er führte den alten Badbetrieb weiter und bewirtschaftete zu gleicher Zeit den ausgedehnten Güterbestand, der zu dem Anwesen gehörte. Nach seinem Tode teilten sich seine beiden Söhne in den Besitz des Hofgutes und führten den Landwirtschafts- sowie den Badebetrieb gemeinschaftlich weiter. Unter ihrer tatkräftigen Leitung wurde das alte Bad im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts gründlich umgebaut und erlebte unter dem Namen Waldsburgerbad seine Blütezeit. Unter dieser Be-

zeichnung lebt es auch im Andenken des Volkes weiter.

Kristallklare Quellen im Ried sind trotz des stark auftretenden Rheingrundwassers keine Seltenheit. Denken wir nur an die schönste aller Riedquellen, die Ischertquelle in Arzenheim, die so stark aus dem Boden strömt, dass sie 500 m abwärts bereits die alte Bachmühle treibt. Unser Artolsheimer Mineralbrunnen ist eine eisenhaltige unterirdische Quelle, die in dem fast gegenüberliegenden Kaiserstuhl, einem kleinen vulkanischen Gebirgsstock, ihren Ursprung haben soll. Sprudelt doch auch heute noch bei Bahlingen im Kaiserstuhl eine ähnliche Quelle, der Silberbrunnen genannt. Vielleicht haben die Römer schon unseren Heilebrunnen gekannt. Denn im Artolsheimer Bann finden sich Spuren einer alten Römerstrasse.

Aus alter Zeit ist uns so gut wie gar nichts über unser Mineralbad überliefert. Das liegt wohl an der Abgeschlossenheit des Riedes und der Unwegsamkeit der Verbindungen im Mittelalter. Die älteste schriftliche Nachricht finden wir in einer lateinischen Abhandlung des Strassburger Arztes François Antoine Guérin aus dem Jahre 1769, auf die mich Prof. Alfred Pfleger aufmerksam machte. Er war auch so gütig, mir die Stelle zu übersetzen: «Der Artolsheimer Brunnen liegt zwischen dem Rhein und Schlettstadt. Seine unversieglige Quelle liefert jahraus jahrein ein süsses, leichtbekömmliches Wasser in Menge, dessen sich die Umwohner sowohl zu Trinkkuren als auch zu Badezwecken im Kampfe mit den mannigfaltigsten Krankheiten des öftern mit gutem Erfolg bedienen. Vornehmlich jedoch soll dieser Brunnen hysterischen, gliederkranken und gelähmten Personen geholfen haben. Mein lieber, nie hoch genug zu verehrender Vater (dieser war selbst ein bekannter, aus Rufach stammender Militärarzt) hat dies durch eigene Beobachtungen festgestellt, da eine angesehene Frau, eine nahe Verwandte, die früher an sehr schmerzhaftem Gelenkrheuma litt, durch den Gebrauch dieser Bäder endlich Linderung fand, die Nervenlähmung überwand und schliesslich ganz gesund wurde» (Franciscus Antonius Guérin, Dissertatio chemico-medica de fontibus medicatis Alsatiac. Argent. 1769, 5). Dieses Urteil eines erfahrenen Arztes wird sicher unsere Riedbevölkerung erfreuen, die stets an die wirksame Heilkraft ihres Brunnens gegen Gicht und Gliederweh geglaubt hat und auch heute noch in diesen Krankheitsfällen Wasser aus dem Waldsburgerbade holt.



Phot. Jap

Diebolzheimer
Hanfgraben

Die Blütezeit des Bades fiel, wie wir oben sahen, in den Beginn des letzten Jahrhunderts. Die unternehmungslustigen Gebrüder Waldsbürger bauten das bescheidene alte Bad den Bedürfnissen der Zeit entsprechend um, dass es auch einem stärkeren Zuspruch gewachsen war. Beim Umbau wurde das neue Badhaus mit der Vorderfront gegen die aufgehende Sonne aus zwei in einem rechten Winkel zusammenstossenden Flügeln erbaut. Es ist im elsässischen Fachwerkstil mit Lehmspritteln erbaut. An Holz mangelte es nie in der Rheingegend, aber Steine waren im Ried stets ein rarer Artikel, die Rheinwacken ausgenommen. Der nördliche Flügel enthält die Badezellen, einen mächtigen, altertümlichen Backofen, der in der Badesaison wohl fleissig benutzt wurde, ferner zwei grosse Kellerräume, alles noch in ziemlich guten Zustande. Der westliche Flügel umfasste in den untern Räumen die Heizanlagen, einen riesigen, kupfernen Wasserkessel, der während des grossen Weltkrieges für Heereszwecke beschlagnahmt wurde, und noch andere zweckdienliche Einrichtungen. Im obern Stockwerk lagen die luftigen Zimmer der Badegäste. Ein breiter, offener Altan verband auf der Hofseite die ersten Etagen der beiden Flügel und ermöglichte einen bequemen Verkehr innerhalb des Badehauses. Auf der Südseite dehnte sich ein geräumiger Bauernhof mit Scheune und Stallungen aus, der die Kurgäste reichlich mit Milch, Butter, Käse, Eiern und Fleisch versorgte. Wild lieferte der Rheinwald, Forellen die nahe Ischert und Hechte das Altwasser des Rheins. So war für das leibliche Wohl der Badegäste vielleicht nur

zu gut gesorgt, zumal wenn eine der berühmten Riedköchinnen am Feuerherde stand.

Das Herz und die Seele der ganzen Anlage war die heilkräftige Quelle, deren Wasser sich mitten im Hofe in einem verhältnismässig engen und wenig tiefen Brunnenschachte sammelt. Wie es früher heraufbefördert und in den grossen Wasserkessel und die Badekabinen geleitet wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. Irgendwelche technische Anlagen sind nicht mehr vorhanden. Wurde der grosse Steintrog, der noch breit und behäbig im Hofe liegt und Spuren starker Abnutzung aufweist, vollgeschöpft und das Wasser von Badeknechten und Mägden in Eimern und Kübeln in den Wärmekessel getragen? Das ist wohl eher anzunehmen. Denn in der guten alten Zeit hatte man Zeit und nahm man sich Zeit. Da war Zeit noch kein Geld wie in unserer Zeit. Kaum jedoch wird man mit dem urwüchsigen Holzhaken den Wassereimer aus der Brunnenschale hochgezogen haben, wie es die heutigen Hofinsassen tun. Das Wasser ist glöckklar, sehr frisch und wohlschmeckend, liegt aber nach meinem Dafürhalten etwas schwer im Magen. Ist daran seine Eisenhaltigkeit schuld?

Während der Badesaison war das Bad immer gut besucht. Es war wohl nicht so luxuriös eingerichtet wie die Bäder von Niederbronn oder Wattweiler, doch war es zweckdienlich angelegt und die Badekur auch für den Mann des Volkes erschwinglich. Auch scheint gegen früher das Wasser mehr äusserlich als innerlich gebraucht worden zu sein. Wenigstens betonen J. F. Aufschlager (L'Alsace 1826 II, 319) und J. Baquol



Phot. Jap

Die lange Brücke
in Ebersmünster

(L'Alsace ancienne et moderne 1849, 10), dass die Artolsheimer Mineralquelle nur in Bäderform gebraucht und den Gichtbrüchigen als wirksam empfohlen wird. Ein prächtiger Laubwald zog sich früher hinter dem Bade gen Süden hin und lud die Gliederkranken zu sanften Spaziergängen ein. Seine grüne Blätterwand schuf einen anmutigen Hintergrund, auf dem sich der weissgekalkte Fachwerkbau schmuck abhob. Leider ist der schöne Waldbestand vor Jahrzehnten niedergelegt und ausgerodet worden, sodass das einst so stolze Anwesen den Eindruck einer Einöde macht. Einen Badearzt gab es in dem Riedbad allerdings nicht. In Ermangelung einer solchen Fachgrösse kam während der Badesaison die Hebamme aus Artolsheim zweimal in der Woche herüber, um die vollblütigen Badegäste, welche glaubten, diese Kur nötig zu haben, zu schröpfen oder zur Ader zu lassen. Und das waren nicht wenige. Das Schröpfen und Aderlassen gehörte vor hundert Jahren geradeso zum guten Ton wie heute das Sonnebaden. Und weil im Riedbad das Blut kübelweise abgezapft wurde, nannte es das Volk gemeinhin das Schröpfbad. So blieb das Waldsburger'sche Mineralbad bis zum Jahre 1870 in Betrieb. Der unglückliche Krieg mit seinen politischen Folgen hat ihm den Garaus gemacht. Mit dem Aufschwung der neuen Modebäder konnte es nicht gleichen Schritt halten. Auch fehlten so gut wie alle Verkehrsbedingungen, um den Fremdenverkehr in das noch unerschlossene Ried zu lenken. Als dann die Strassenbahn Strassburg-Markolsheim gebaut wurde, war das Riedbad schon lange geschlossen und bereits vergessen.

Ganz vergessen ist die Tatsache, dass sich um diesen heilkräftigen Brunnen im Ried einst ein blühendes Dorf erhob, das im Dreissigjährigen Kriege zerstört worden ist. Sein Name war Bur-nenheim, d. i. das Heim, die Ansiedlung um den Brunnen. (Anm. d. Red. Diese Annahme ist etwas gewagt. Wohl gilt es als sicher, dass das Artolsheimer Bad am Platze eines verschwundenen Dorfes steht. Der in Urkunden überlieferte Namen der Ortschaft lautet Birnhin, Birnheim, Bir-nenheim. Nur ein einziges Mal ist in einer rappoltsteinischen Urkunde die Form Bornnheim belegt (Rapp. Urkundenbuch V 499,1), die eine Ableitung von Brunnen zuliesse. Der Birnheimerbann war rappoltsteinisches Lehen der Herren von Schönau, von 1452 ab der Ritter von Ramstein zu Schönau. Die Abtei Ebersmünster besass daselbst einen Dinghof, die curia S. Georgii. Das ist alles, was wir von seiner Geschichte wissen. Zeit und Ursache seiner Zerstörung sind unbekannt.)

An Stelle der alten Dorfkirche, die zu Ehren des heiligen Kreuzes geweiht war, soll die jetzige Heiligkreuzkapelle stehen, welche an die Südseite des Bauernhofes unserer Badanlage stösst. In seinem Mémoire historique sur la ville de Schlestadt 1765 (éd. Gény 1890, 77) berichtet F. M. Kentzinger, dass man zu seiner Zeit den Altarstein der Kirche noch an Ort und Stelle sah. Nach einer alten Volkslegende soll die in dieser Kirche verehrte Kreuzreliquie während der Religionskriege geraubt und in den Sodbrunnen geworfen worden sein, daher rührt die Heilkraft seines Wassers. Nach einer andern Fassung der Sage hätten die Schweden auf dem Kirchhof von Bur-

nenheim ein als wundertätig verehrtes Kruzifix zerschlagen und die Trümmer samt der darin eingeschlossenen Kreuzpartikel in die Tiefe des Brunnens geworfen. Den Anstoss zu dieser Version der Sage gab wohl das Bruchstück des Fusses eines Kruzifixes des 17. Jahrhunderts, das noch an der Kapellenmauer rechts des Einganges steht.

Diese Kapelle bildet die einzige Zierde des einst so stolzen Anwesens. Es ist ein schlichter Bau aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts und ist wohl an Stelle eines älteren, in den Stürmen der Grossen Revolution zerstörten Gotteshäusleins aufgebaut worden. Am 10. September 1822 ist sie wieder feierlich zu Ehren des hl. Kreuzes eingeweiht worden und im Ried als Heiligkreuzkapelle bekannt und von frommen Betern viel besucht. Ihr heutiges schmuckes Gewand, um das sie manche Dorfkirche beneiden dürfte, erhielt sie im Jahre 1905. Das Innere des Schiffes ist geschmackvoll ausgemalt. Links vom Altar steht ein schönes, altes Madonnenbild. Den Hauptschmuck der Wände bilden die wuchtigen, auf Glas gemalten Stationentafeln des Mülhauser Künstlers Clément Faller (1819—1901). Alte Tierexvotos mit Pferden und Kühen, darunter ein Antoniusbild mit dem schellenbehangenen Tau-

kreuz sowie hölzerne Arme und Beine zeugen von dem gläubigen Gottvertrauen der katholischen Riedbewohner. Ein kleines Türmchen mit zwei Glöcklein krönt den Giebel. Das eine war im letzten Kriege bereits abgeliefert, ist aber glücklicherweise wieder zurückerstattet worden und freut sich, mit seinem Schwesterlein auf luftiger Höhe vereint zu sein, um friedliche Menschen zu frommem Gebet zu rufen. Alle vierzehn Tage hält der Pfarrer von Artolsheim einen Gottesdienst in der Kapelle ab, der von den Umwohnern recht gut besucht wird.

Die Kapelle ist heute noch Eigentum der Familie Waldsburger in Artolsheim. Das ehemalige Badeanwesen haben sie an zwei neue Eigentümer verkauft. Unglücklicherweise läuft die Grenzscheide mitten durch den Brunnen, sodass wohl niemals mehr daran zu denken ist, das alte vergessene Bad zu neuem Leben erstehen zu lassen. Mit diesem kleinen Nachrufe hoffe ich, kein Sieb mit eitel Wasser gefüllt, sondern allen Freunden des Rieds und unserer schönen Heimat überhaupt einen heilkräftigen Trunk quellfrischen Wassers aus dem zu Unrecht vergessenen Riedbrunnen gereicht zu haben. Wenn er ihnen schmeckt und wohl bekommt, bin ich für meine kleine Mühe und Arbeit vollauf entschädigt.

Alte Segen aus dem Ried

Eine Blutstellung

Ich ging auf einen Kirchhof,
es stehen drey Rosen darauf:
die erste heisst Wohlgemuth,
die andere Demuth,
die dritte stell mein Bluth. † † †
Gott ist ehe da als meine schmerzen. † † †

Für das fieber

Petrus lag einmal krank vor der Statt Jerusalem.
Jesus sprach zu Petrus: Was thust da?
Petrus sprach zu Jesu: ich liege hier und hab das fieber.
Jesus sprach zu Petrus: Stand auf, das Fieber hat dich verlassen.
Petrus bat eine Bitt von dem Herren Jesu.
Jesu sprach zu Petrus: Was bittest du von mir?
Petrus sprach zu Jesu: ich bitte, wer diese Wort bei ihm trägt, dass ihn die 77 fieber nimmermehr berühren.
Jesus sprach zu Petrus: Was du gebeten hast, Amen, das werde wahr.

Aus dem «Schreibbuch» des Johann Jacob Pfeiffer in Baldenheim, angefangen Anno 1782. Unter den beiden Segen stehen Einträge aus den Jahren 1846 und 1847.

Gewiese Blutstellung

Blut, Blut, Blut:
Selig ist die Wunde,
Glückselig ist die Stunde,
Glückselig ist der Tag,
Da Jesus gebohren war.

† † †

Für den Wurm zu toeden

Du must ein backenstein auf die Kolen legen, das er heiss wird und deine hand darauf legen, das sie warm wird, und dem sein glied in die Hand nehmen und alsgemach zusamm drucken und diese Wort sprechen:

Es fängt ein Ackermann an zu fürchen,
Er draf an drei Würm.
Der ein ist weis,
Der andere ist schwarz,
Der dritte ist roth:
Es sind alle drey Würm todt.

† † †

Aus dem «Handbuch» des Schiffbauers Johann Jakob Mathis zu Oberrathsamhausen, angefangen Anno 1786, Eintrag auf der Innenseite des Einbanddeckels.
Mitgeteilt von A. P.

Der Mülhauser Brotkrawall 1847

Von Joseph Bruxer, Mülhausen

Dieser blutige Tumult des Jahres 1847 in Mülhausen hat trotz der landläufigen Meinung nichts zu tun mit Streikunruhen wegen materieller oder beruflicher Besserstellung der Arbeiter, wie wir sie z. B. 1850 im nahen Dornach und später oft genug hier und anderswo erlebt haben. Der Hunger und die gehäufte Erbitterung über tatsächliche oder vermeintliche Ungerechtigkeit und Ausbeutung waren diesmal der alleinige und tiefere Grund dieses so verhängnisvollen Auf- ruhrs in der oberelsässischen Industriestadt. Zugegeben sei, dass die lockenden Theorien des eben erwachenden Sozialismus und dann der immer stärkere Ruf nach Reformen und Freiheiten unter Louis-Philipps zusammenbrechendem Regime aufreizend und verführerisch genug über die Vogesen her nach Mülhausen hin wehten. Die Bezeichnung Lohnsklave für die Arbeiter, im Grossen genommen, mag für jene Zeit wohl zu- treffend gewesen sein.

Uns dünkt, dass eine auf zeitgenössische Quellen fussende Darstellung dieser Vorgänge — sie ist bis jetzt noch nicht versucht worden — für das Verständnis mancher Zustände und Entwickelungen und vor allem für die Denkweise in unseren Städten um die Mitte des vorigen Jahr- hundert von interessanter Bedeutung sein müsste.

I. Die Ursachen des Konfliktes

Die Jahre 1844, 1845 und erst recht 1846 waren schlechte Erntejahre. Das bedeutete damals bei den gering entwickelten Transportverhältnissen für die betroffenen Gegenden Teuerung und für die arbeitende Bevölkerung in den Städten zum grössten Teil Hungersnot und Elend. Dazu kam, dass 1846 eine in ganz Europa neu auftretende Kartoffelkrankheit einen grossen Teil der Kartoffelernte vernichtete. Daher ein ungeheures Steigen des Getreide- und Brotpreises: in der hiesigen Fruchthalle galt z. B. ein Hektoliter Weizen am 9. Januar 1847 durchschnittlich 39 Franken und stieg bis April auf über 50 Franken. Das war für jene Zeit sehr viel, wie eine Tabelle der damaligen Löhne, die hier als Wertmesser gelten mag, dartut. Es verdienten nämlich im Tag ein Contre-maître 3 bis 3,50 Franken, ein Schreinermeister 5 Franken, ein Schlossermeister 3,50 Franken, ein Fabrikarbeiter 1,60 Franken, ein Tagelöhner 1,75 Franken, eine Fabrikarbeiterin 1,10 Franken.

Schon seit dem Monat November des vorher- gegangenen Jahres hatte man eingesehen, dass die Ernte zur Ernährung der 50.000 Menschen der

Stadt Mülhausen, zumeist Arbeiter, unzureichend wäre; Vorräte aus den vorhergehenden mageren Jahren waren ebenfalls keine mehr vorhanden. Die Stadtverwaltung ergriff im Verein mit der stets wohltätigen Bürgerschaft alle Massnahmen, um der entstehenden Notlage zu steuern. Die städtische Behörde gab eine Liste in Umlauf, auf die freiwillige Gaben eingezeichnet wurden. Die Stadt selbst schrieb sich als erste mit 5 000 Franken ein. Im ganzen wurden so 27 000 Franken zusammengebracht, die zur Herstellung nahrhafter Suppen und zur Verteilung von Brot an die Arbeiterbevölkerung Verwendung fanden. Tatsächlich wurden vom 10. November 1846 bis zum 1. Februar 1847 bereits 136 000 Portionen Suppe verteilt; davon waren 92 000 Portionen ganz umsonst abgegeben worden.

Zu allem Unglück trat noch eine industrielle Krisis ein, besonders im Thanner Tal. Aber auch hier war man gezwungen, ganze Tage zu feiern, die täglichen Arbeitsstunden zu kürzen, die Löhne herabzusetzen. Das war in den Zeiten, wo z. B. der Sack Kartoffeln fast zehn Tagelöhne eines Arbeiters und ein Kilo Brot mehr als einen halben Tagelohn einer Arbeiterin verschlang. Für die Arbeitslosen organisierte die Stadt Notstandsarbeiten (Ateliers de charité) und warf dafür die Summe von 15 000 Franken aus. Ausserdem beschloss der Gemeinderat in seiner Sitzung vom 4. Februar 1847, durch Vermittelung des hiesigen Grosshändlers Oswald 5 000 Hektoliter Getreide aus dem Ausland kommen zu lassen; an jedem Markttag wurden 200 Hektoliter unter dem Ankaufspreis verkauft, um die allgemeinen Marktpreise drücken zu können. Die Stadt opferte bei dieser Operation wieder an die 5 000 Franken. Und nochmals wurde eine Liste für freiwillige Spenden bei den Bürgern in Umlauf gesetzt, um weitere Getreidemengen von auswärts kommen zu lassen und dann zu mässigen Preisen an die Bevölkerung abzutreten. So kamen wieder 25 000 Franken zusammen. Auch einzelne Fabrikanten hatten Frucht aufkaufen lassen; sie errichteten entweder selbst Backöfen oder trafen mit einzelnen Bäckern ein Abkommen. Sie konnten so täglich 7 bis 8 000 Kilo Brot mit einer Ermässigung von 40 bis 50 Centimes auf den Laib an ihre Arbeiter abgeben.

Der Preis des Brotes war durch die Stadtverwaltung bereits am 7. Dezember 1844 festgestellt worden (Brottaxe). Dies Verfahren war ziemlich umständlich: an den drei letzten Markttagen des Jahres wurde durch Stichprobe das Durch-



Mülhauser Wappen

schnittgewicht des verkauften Weizens festgestellt. Für 1846 war dies z. B. 76 Kg. 780 pro Hektoliter. Daraufhin wurde ein gleitender Tarif (tarif régulateur) für das Kilo Brot bestimmt, der für das ganze Jahr Gültigkeit hatte, d. h. der Preis des Brotes stand immer in einem bestimmten Verhältnis zum Fruchtpreis. Dieser mittlere Fruchtpreis wurde immer aus den Preisen von drei aufeinanderfolgenden Märkten berechnet. Der sich ergebende Brotpreis wurde angeschlagen, und die Bäcker hatten sich nach dieser Verordnung zu richten. Gerade diese Brottaxe, die den Bäckern zu niedrig, den Konsumenten zu hoch erschien, also niemand befriedigte, war der Grund einer beständigen Unzufriedenheit in der Stadt und dann die unmittelbare Veranlassung zu den blutigen Unruhen im Juni des Jahres 1847.

Es war natürlich, dass, je weiter man von der vorjährigen Ernte wegrückte, die Teuerung zunahm. Hier die Preise vom Markt des 26. Januar 1847 in Mülhausen: der hl Weizen 40 Franken; Roggen 25,80 Franken; Kartoffeln 10 Franken der Sack; Mehl 66 Franken der Doppelzentner; Brot: das kg Halbweissbrot 56 centimes, Schwarzbrot 48 centimes. — Und am 6. April des gleichen Jahres: der hl Weizen 50,50 Franken; Roggen 57,20 Franken; Kartoffeln 15 Franken der Sack; Mehl 85 Franken der Doppelzentner; Brot (halbweiss) 60 und schwarz 58 centimes das Kilo.

Ein Laib Brot ($2\frac{1}{2}$ kg) kostete demnach am 6. April 1847 genau den vollständigen Tagelohn eines Arbeiters! Man vergegenwärtige sich hierbei die armselige Lage eines Arbeiters mit zahl-

reicher Familie in einer Zeit, wo Kinderzulagen usw. unbekannt waren.

Ein grosser Uebelstand waren in erster Linie die unzureichenden Transportmittel, welche die in den Häfen ankommenden Getreidemengen nur langsam ins Innere schaffen konnten. Ueberdies waren sie zu teuer. Darum reichten einzelne Députés, besonders die elsässischen, an die Regierung die Bitte ein, sie möchten 2000 Artillerie- und Trainpferde zur Verfügung stellen, um die Getreideschiffe schneller die Rhone hinaufzuziehen. Ein Lyoner Transporthaus erbot sich jetzt schon, mit solchen Militärpferden die 100 Kilo Getreide zu 5 Franken, anstatt wie bisher zu 15 Franken von Arles nach Lyon zu schaffen. Von Lyon wäre der Weitertransport nach dem Elsass auf dem Wasserwege leicht zu bewerkstelligen gewesen.

Natürlich machte sich in diesen Zeiten der Not das Schiebertum, um diesen modernen Ausdruck zu gebrauchen, recht breit, besonders in den grossen Hafenplätzen. So wurde z. B. ein Thanner Grosshändler beschuldigt, Getreide, das er für Mülhauser Auftraggeber aufgekauft hatte, von Marseille nach dem Auslande, nämlich nach der Schweiz, abgeschoben zu haben. Der Angegriffene erklärte jedoch, dass dies ohne sein Wissen und gegen seine Anweisungen geschehen sei. Geglaubt hat es ihm niemand. Andere wieder kauften günstig ein, hielten in spekulativer Absicht zurück und stiessen dann die Waren bei hochgetriebenen Preisen ab. Alle die Verfahren, die wir im letzten Kriege und kurz nachher leider Gottes kennen gelernt haben, waren damals schon nichts Neues. Riesenvermögen wurden auch damals schon aus der allgemeinen Not heraus verdient.

Auffallend ist, dass die Fleischpreise in dieser ganzen Periode fast immer auf derselben Höhe blieben, nämlich: Schweinefleisch 1,40 Franken, Rind-, Kalb- und Hammelfleisch 1 Franken das Kilo. Darum beschäftigte man sich in diesen Zeiten des Brotmangels hier und auch anderwärts damit, den Leuten an Stelle von Brot Fleischportionen verabfolgen zu lassen, weil tatsächlich ein Kilo Brot teurer als ein Kilo Fleisch geworden war. Wie seltsam für unsere Verhältnisse mutet uns diese Zeitungsnotiz eines Mülhauser Blattes vom 14. März 1847 an: «Wenn nur die Arbeiterbevölkerung verstehen wollte, dass es eine Ersparnis bedeutet, viel Fleisch und wenig Brot zu essen. Unglücklicherweise hat die Arbeiterklasse die Gewohnheit des Fleischessens ganz verloren; es wird schwer halten, diese alten Vorurteile auszurotten. . . Fleischkost an Stelle der Brotkost würde nicht nur die augenblickliche Krise beheben, aber auch die Gefahr zukünftiger Hungersnöte vermindern, der die

hauptsächlich auf Getreidenahrung eingestellten Völker stets ausgesetzt sind. . . Jetzt ist die Zeit da, dies den Leuten beizubringen, dass mit den veralteten Gewohnheiten gebrochen werden muss, zu Gunsten eines erhöhten Fleischkonsums, was übrigens den Grundsätzen der Sparsamkeit und der Gesundheit entspricht. . . » Das sind nicht etwa Witze, sondern in den Augen der Leute von damals sehr seriöse Wahrheiten.

Das von der Stadt beigebrachte Getreide vermochte wohl die Preise etwas zu drücken, gab aber zu gleicher Zeit den besseren und mittleren Kreisen die Möglichkeit zu hamstern, was natürlich die Preise erneut in die Höhe schraubte. Die ärmeren Leute, die immer knapp an Geld waren, kamen immer zu kurz. Darum schlug eine hiesige Zeitung vor, den Verkauf von Getreide und Mehl durch die Stadt einzustellen, dafür aber den Bedürftigen sogenannte Gutscheine (Bons) abzugeben, mit denen sie beim Bäcker billiger einkaufen konnten. So hatte man es in Paris gemacht, wo man das Kilo Brot zu 60 Centimes haben konnte zu einer Zeit, als man hier 66 und 68 Centimes bezahlte.

Mittlerweile waren die russischen Häfen des Schwarzen Meeres eisfrei geworden: der Transport von russischem Getreide konnte beginnen. Ebenso waren die Wasserverhältnisse der Rhone günstig. Die hiesige Markthalle wurde nach und nach überfüllt. Aber noch im April standen der Hektoliter Weizen auf fast 50 Franken und das Kilo Brot auf 65 und 66 Centimes. Und doch waren im Monat März 1847 aus andern Ländern 1.075,248 hl Getreide eingeführt worden. An einem Tage, dem 15. April, waren allein 52 Schiffe mit Getreide aus Kleinasien und aus dem Schwarzen Meere in Marseille eingelaufen, die 172.000 hl Frucht an Bord hatten. Man hatte aus Angst vor der drohenden Hungersnot, wohl auch aus Spekulation, übertrieben grosse Bestellungen an das Ausland gegeben. So kam es, dass im Juni, just im Augenblicke der beginnenden Ernte im französischen Midi, in den Marseiller Lagerhallen und den Frachtschiffen fast eine Million Hektoliter Getreide lagerte, das man kaum oder gar nicht verkaufen konnte.

Natürlich fiel nun der Engrospreis: so sank z. B. der Preis des ägyptischen Weizens von 58 auf 16 Franken: das Kilo Brot stand aber Mitte Juni noch immer auf 52 und 44 Centimes. Die Bevölkerung war durchweg der Meinung, dass dies zu teuer, dass die Brottaxierung in Mülhausen ungerecht, zu übertrieben sei, dass sie die Bäcker zu sehr begünstige. Es entstand viel böses Blut, namentlich bei den Arbeitern, die trotz der unzulänglichen Löhne dieses unentbehrliche Nahrungsmittel für sich und ihre Familie beschaffen mussten. Aus dieser Stimmung heraus



Mülhauser Bollwerkurm

entstanden die Unruhen in Mülhausen, bei denen leider Blut floss, Unruhen, die einen enormen Sach- und Geldschaden verursachten und die Stadt in weiten Kreisen in Verruf brachten.

II. Aufruhr und Plünderung

Alle die erwähnten Umstände, die allgemeine Not und die Erbitterung gegen vermeintliche und tatsächliche Getreideschiebereien und -spekulationen, vor allem aber der Hass gegen die bestehende Brottaxe, hatten schliesslich die Köpfe der Mülhauser Bevölkerung so erhitzt, dass von einem Tage zum andern Gewalttätigkeiten zu befürchten waren. Es fehlte nicht an Strömungen, die aus gemeindepolitischen Gründen und aus sozialen Doktrinen heraus — wir sind nur wenige Monate vor der Februarrevolution 1848 — hetzten, und auch nicht an Persönlichkeiten, die aus demagogischen Motiven in das Feuer bliesen. Wir erinnern z. B. an die bissige Kampagne des «Progrès» von Colmar (Redakteur Ravenez) gegen die damalige Mülhauser Stadtverwaltung, die durch die ungerechte Brottaxe die Arbeiterschaft geradezu zur Revolte und Notwehr herausgefordert habe. Jedenfalls klaffte damals, wie vielleicht nie zuvor, ein bedauerlicher Abgrund in unserer Stadt, zwischen «einer durch die Industrie hochgekommenen bürgerlichen Aristokratie und dem Proletariat, zwischen einer leidenden Mehrheit und einer privilegierten Minderheit», wie der «Courrier d'Alsace» polemisierte.

Schon am Pfingstmontag 1847 (24. Mai) war es an verschiedenen Orten der Stadt zu beunruhigenden Demonstrationen gekommen. Zahlreiche Drohbriefe und Karikaturen wurden gegen die Stadtverwaltung, besonders gegen den Maire Emile Dollfus, gerichtet. Am 25. Juni erschien abends ein gewisser Monnier, einer der Arbeiterführer, auf der Mairie und kündigte einen bevorstehenden Tumult an, falls nicht sofort die bestehenden Misstände bezüglich der Brotversorgung abgestellt würden. Daraufhin liess die Behörde durch ihre Agenten am selben Abend in den Mülhauser Wirtschaften herumhorchen; doch den Spitzeln fiel nichts Verdächtiges auf.

Am andern Tage, dem 26. Juni, einem Samstag, brachen die schon lange befürchteten Unruhen los. Um 9.30 Uhr morgens versammelten sich auf ein verabredetes Pfeifensignal hin die Arbeiter der Ateliers Huguenin & Ducommun (damals in der Gesetzgasse) im Fabrikhofe. Von hier zogen sie in geordnetem Zuge, 500 bis 400 Mann, auf den Rathausplatz. Es war 10 Uhr. Eine Delegation von 5 bis 6 Mann trat aus dem Zug, begab sich auf die Mairie, wo sie den Adjoint Thierry antrafen. Sie beklagten sich über die ungebührlich hohe Brottaxe und forderten die unbedingte Herabsetzung des Brotpreises. Unterdessen traf der eben aus Paris angekommene Maire Dollfus selbst auf der Mairie ein. Wie vor ihm der Adjoint, so rechtfertigte auch er die bestehende Taxierung des Brotes; im übrigen möchten die Arbeitervertreter nachmittags um 5 Uhr wiederkommen; nach Rücksprache mit kompetenten Leuten wolle man dann weiter verhandeln. In vielleicht zu schroffer und undiplomatischer Weise verbat er sich aber von vornherein solche ungesetzliche Ansammlungen, die er, falls nötig, mit Gewalt zerstreuen werde.

Diese Drohungen waren in diesem Moment, wo alle Nerven vibrierten, sicher unklug. Die bisher ruhige Menge wurde durch die Worte des Maires aufgebracht. Einige Marktstände wurden umgeworfen; die Stadtpolizei griff ein und verhaftete mehrere der Rädelsführer, die aber auf die drohende Haltung ihrer Kameraden hin wieder freigelassen werden mussten. Daraufhin bog der Zug in die Bäckergasse ein und begab sich zur Spinnerei Nägely am Spiegeltor. Es war 10.50 Uhr. Die Männer traten mit Gewalt in den Hof ein, läuteten die Fabrikglocke und zwangen die dortigen Arbeiter sich ihnen anzuschliessen. Um 11 Uhr brach der so angewachsene Zug in die Giesserei (André Koechlin) ein und terrorisierte die widerstrebenden Arbeiter; schliesslich musste die Fabrikleitung um 11.50 Uhr den Betrieb schliessen. Fort ging's nach der Spinnerei Hirn & Guth, wo sich noch ärgere Ausschreitungen abspielten.

Angesichts dieses offenen Aufruhrs, der nunmehr eine ganz bedenkliche Ausdehnung annahm, mobilisierte der Maire das Bataillon der Mülhauser Nationalgarden. Aber diese sympathisierten mit den Arbeitern und marschierten, abgesehen von den Offizieren und einigen 20 Mann, diesmal nicht. Nur ein einziger Trommler zum Alarmschlagen war erschienen, so musste man die Sturmglocke läuten. Einerseits machten die Bürgergarden mit den Aufrührern gemeinsame Sache; andererseits blieben sie aus Angst oder Rücksichtnahme auf ihre Freunde und Mitbürger zu Hause. Die bedrängte Stadtverwaltung rief nun das 18. Linienregiment, das in Mülhausen in Garnison lag, zu Hilfe. Leider hatten gerade in diesem Augenblick die Soldaten Appell mit Kleidern und Ausrüstungsgegenständen, so dass eine geraume Zeit verrann, bis die Truppe ausrücken konnte, um an Stelle der überrannten Polizei und der versagenden Nationalgarden die Ordnung wieder herzustellen. Es war die höchste Zeit!

Denn von der Spinnerei Hirn & Guth aus wälzte sich der Zug, durch Männer und Frauen auf Tausende verstärkt, zurück ins Stadttinnere. Ein Rausch, ein Fanatismus hatte sich der Menge bemächtigt. Die schlechten Elemente, denen solche Augenblicke der Aufgeregtheit und der Unordnung immer willkommen sind, bekamen allmählich die Oberhand. Als sie kurz nach 12 Uhr im Stadtzentrum angelangt waren, begann eine wüste Plünderung und Demolierung der Geschäfte, in erster Linie der Bäckereien und Mehlhandlungen.

Aus der Manegegasse herauskommend, stürzte sich der Haufen auf die Bäckerei und Wirtschaft «Zur Sonne» (Witwe Persohn) am Spiegeltor, schlug die verschlossenen Türen und Fenster ein, verlangte Essen und Trinken, stieg in den Keller hinab und trank oder vergeudete 80 Ohmen Wein. Frau Persohn schickte an die Mairie um Hilfe, erhielt aber von dort Bescheid, die Plünderer einfach gewähren zu lassen, da man vorläufig nichts machen könne! Aehnlich erging es dem Bäcker Hartmann. Gegen halb 1 Uhr stürmten etwa 2000 Personen gegen seine Bäckerei, schlugen Türen und Fenster ein, zerstörten das ganze Mobiliar, zerrissen die Geschäftsbücher, stahlen, was nicht niet- und nagelfest war, tranken im Keller, was ihnen gefiel und liessen zum Schluss etwa 6 Ohmen Wein auf den Boden laufen. Nicht besser erging es den Bäckern J. B. Beck in der Bäckergasse und Meyer in der Traubengasse; hier rollten sie die vollen Weinfässer aus dem Keller auf die Strasse, um bequemer trinken zu können! Angesichts dieser gierigen, nunmehr noch vom Alkohol aufgepeitschten Menschenmasse war die Bürgerschaft wie gelähmt. Will-



Mülhauser St. Stephanskirche

kür, rohe Gewalt, das Alleinrecht des Stärkeren, tierischer Instinkt und Terror schritten durch die Stadt und tobten sich ungehemmt aus. Widerstand wäre da Wahnsinn gewesen. Dem Mehlhändler Weill in der Bäcker-gasse wurden 200 Sack Mehl und 1200 Franken an barem Geld entwendet. Der Witwe Plagnieux am Gänseplatz wurden das gesamte Brot und dazu noch die ganze Wäsche mit fortgenommen. So erging es fast allen Bäckern der Stadt. Vergeblich verteilte in seiner Angst der Bäcker Amsler 200 Laib Brot unter die anstürmende Menge; man nahm das Brot, was aber nicht hinderte, dass man ihm das ganze Haus gründlich ausplünderte und die Kasse mit 600 Franken mitgehen hiess. Den bedeutendsten Schaden erlitt der Getreidehändler Zweifel: dreimal wurde er von beutelüsteren Banden gebrandschatzt; sein Verlust belief sich auf 14 500 Franken. Zuletzt musste er über die Dächer wegflüchten, um sein Leben in Sicherheit zu bringen.

Die Plünderungen und Verwüstungen dauerten den ganzen Samstagnachmittag an, ohne dass die inzwischen herbeigeeilte Truppe viel ausrichten konnte. Wohl gingen sofort der Maire oder einzelne Ratsherren mit Soldaten, denen sich bewaffnete Bürger angeschlossen hatten, an die angegriffenen oder bedrohten Punkte. Entweder kamen sie zu spät oder sie waren zu schwach. Auf dem Rathausplatz stand die Ar-

tillerie der Mobilgarde feuerbereit bei ihren Geschützen. Aber auf wen schiessen, da die Plünderer in getrennten Gruppen operierten und überall da auftraten, wo die Luft gerade rein war? Immerhin konnten die Truppen verhindern, dass die Getreide- und Mehlmagazine am Kanalbassin nicht in die Hände der Plünderer fielen.

Auf den Alarmruf der städtischen Behörde waren der Sous-Préfet von Altkirch (Mülhausen gehörte damals noch zum Kreise Altkirch), der Staatsanwalt und der Gendarmerielieutenant herbeigeeilt. Der Höchstkommandierende des Oberelssases dirigierte in aller Hast militärische Verstärkungen nach Mülhausen. Abends 5 Uhr trafen 2 Kompagnien Infanterie aus Colmar ein, denen um 7 Uhr zwei weitere Kompagnien folgten; um zwei Uhr in der Nacht kamen von Hüningen her 2 Schwadronen Jäger zu Pferd ange-trabt; ein Sonderzug brachte in derselben Nacht nochmals 600 Mann aus Strassburg. Mittlerweile war auch der Préfet von Colmar aus Paris in Mülhausen angekommen.

Die Ankunft der immerhin bedeutenden Truppenmasse übte auf die Empörer durchaus keinen beruhigenden Einfluss aus. Ganz im Gegenteil: Die Plünderungen begannen am Abend aufs neue, namentlich in der Basler Vorstadt. Als Antwort auf die Aufforderung, sich zu zerstreuen,

prasselten Steine und andere Wurfgeschosse auf die vorrückenden Soldaten hernieder. So ging es über vier Stunden lang. Der Oberst, der Oberstlieutenant, ein Capitaine und viele Soldaten wurden verletzt, zum Teil recht schwer. Schliesslich, nach einer später scharf getadelten, unnützen Langmut feuerte die Truppe Schreckschüsse ab. Sie verdoppelten aber nur die Raserei der wütenden Menge. Jetzt wurde es ernst. Als auf die dreimalige Aufforderung, auseinanderzugehen, der übliche Steinhagel auf die Soldaten niederging, wurde eine Salve auf die Manifestanten abgefeuert. Ein Mann wurde sofort getötet, zwei andere starben im Verlauf der Nacht an den Verwundungen; ein vierter, am Tumult nur als Zuschauer beteiligt, wurde ebenfalls schwer verletzt und verschied einige Tage darauf, 5 oder 6 Verwundete mussten weggetragen werden. Jetzt zerstreute sich die ernüchterte Masse in aller Eile. Das war an der Ecke Baslerstrasse-Guteleutstrasse.

Um dieselbe Zeit, d. h. um 9,30 Uhr abends, ereignete sich ein weiterer blutiger Zwischenfall in der Gerbergasse. Dort wohnte der Epicier Heydet, der auch das Tabaksbureau hatte. Als etwa 50 Plünderer sein Geschäft im Sturme nahmen, schoss der geängstigte Mann mit einer Pistole aus dem ersten Stock auf die Angreifer und verwundete einen von ihnen tödlich.

Schliesslich trat unter dem Eindruck der nach und nach eingetroffenen Truppen und der blutigen Wendung, die die Ruhestörer wohl nicht erwartet hatten, in der Stadt allmählich Ruhe ein. Zahlreiche Patrouillen durchzogen die Strassen, verstärkte Posten wachten an den wichtigsten oder gefährdeten Stellen der Stadt. So endete dieser tragische Samstag, dessen Echo überall die grösste Bestürzung hervorrief und der unter dem spöttischen Namen «Bäckefesch» bei unsern Einwohnern noch lange in erregter Erinnerung blieb. Bei der Landbevölkerung besonders erschienen infolge übertriebener Darstellung der Ereignisse die Mülhauser Arbeiter so ungefähr wie die blutrünstigen Soldaten des Schwedenkrieges, und das gramvolle Wort des Grossvaters oder der Grossmutter an den «Kältabenden»: «Weh, wenn d'Rote vu Milhüse awakumme», erzeugte noch nach Jahrzehnten in den Herzen der Zuhörer ein Gruseln.

III. Ausklang und Ruhe

Nach den Plünderungen und Unruhen des 26. Juni 1847, die einen so blutigen Ausgang nahmen, trat plötzlich Ruhe ein. Das starke Militäraufgebot und die daraufhin erfolgte Ernüchterung liessen, da alle wichtigen Punkte von den Soldaten besetzt waren, weitere Gelüste nach Tumult und Raub nicht aufkommen. Damit wa-

ren aber die verhängnisvollen Plünderungen und ihre Folgen nicht erledigt.

Man hatte im Verlauf des erwähnten Samstags und der Tage darauf im ganzen 155 Personen festgenommen. Wegen Aufruhrs und Landesfriedensbruchs, wegen Aufreizung zur Meuterei, wegen Plünderung, tätlichen Angriffs auf die Polizeigewalt und wegen anderer Delikte wurden 50 der Verhafteten vor das Schwurgericht in Colmar geführt; zwei der Angeklagten waren flüchtig. Die Schwurgerichtsverhandlung begann am 2. August 1847. Die 8 Advokaten der Angeeschuldigten waren die Herren: Yves, Koch, Baillet, Ostermeyer, Scheuch, Wendling, Puthod und Richert. Zwei Dolmetscher standen zur Verfügung. Die Anklageschrift umfasste 44 geschriebene Seiten.

Der Hauptschuldige und Rädelsführer in dieser Angelegenheit war Peter Beckert, ein Mann, der schon eine bewegte Vergangenheit hinter sich hatte. Er war Ausländer, wohnte aber schon seit langem in Mülhausen und war ein sehr geschickter Metallarbeiter. Als die Bahnlinie anfangs der vierziger Jahre nach Strassburg gebaut wurde, gab er sein Handwerk auf und errichtete beim Bahnhof ein Hotel «Zur Stadt New-York», wo er bald in Konkurs geriet und alsdann seinen Beruf wieder aufnehmen musste. Bald darauf gründete er eine Unterstützungskasse für Arbeiter. Es scheint jedoch, dass ein Teil der einkassierten Gelder in seine eigene Tasche floss; jedenfalls ging diese Organisation bald ein. Beckert übernahm nun eine Wirtschaft in der Dreikönigstrasse, die bald der Herd der ganzen Propaganda zu den Unruhen wurde.

Während alle andern Angeklagten unter Tränen ihre Tat bereuten und um ein mildes Urteil flehten, erklärte Beckert erhobenen Hauptes: «Auf die Frage des Präsidenten habe ich nichts zu erwidern. Mein Gewissen ist rein und ruhig. Was mir als Verbrechen vorgeworfen wird, das tat ich für meine unglücklichen Mitbürger. Welches auch die Strafe sei, die man über mich verhängen wird, ich habe nichts zu bereuen!» Allen Respekt vor dieser aufrechten Verantwortungstreue und dem schönen Führercharakter! Die Verhandlungen dauerten naturgemäss viele Tage. In ausgiebiger und geschickter Weise beleuchteten die Advokaten die miserable soziale Stellung der Arbeiter und verlangten für «diese Opfer der Verhältnisse und des Milieu» eine vollständige Freisprechung. Der Gerichtshof, auf das Gutachten der Geschworenen, die übrigens für alle Verurteilten mildernde Umstände bewilligt hatten, fällte folgendes Urteil: Peter Beckert erhielt 5 Jahre, die übrigen 2 bis 3 Jahre Gefängnis; 6 Angeklagte wurden freigesprochen.

Eine zweite Reihe von 52 Angeklagten, min-



Getäfel aus dem «Kleberzimmer» im Museum zu Mülhausen

der Schuldige, wurde am 27. August 1847 von der Colmarer Strafkammer abgeurteilt. 5 von ihnen wurden freigesprochen, die andern zu Strafen von 6 Monaten bis zu 5 Tagen Gefängnis, je nach ihrer Verfehlung, verurteilt.

Das war das dicke Ende der Unruhen. Damit war aber die tragische Angelegenheit keineswegs abgeschlossen. Für den bedeutenden Sachschaden, der infolge der Plünderung und der Zerstörung entstanden war, blieb letzten Endes doch die Stadt haftbar. 34 Geschäftsleute hatten ihren Schaden angemeldet. Es gelang, auf friedlichem Wege mit diesen zu verhandeln, so dass die Stadt mit einer Abfindungssumme von 28.650 Franken noch glimpflich davonkam. Dazu kamen noch 6993,25 Franken für Kost und Unterkunft des herbeigezogenen Militärs und 5106 Franken für sonstige Ausgaben, die bei der Niederwerfung des Aufstandes nötig geworden waren. Im ganzen kostete dieses bedauernswerte Abenteuer die Stadt Mülhausen 40.750 Franken, eine ungeheure Summe damals! Bedeutete se doch für unsere Steuerzahler nicht weniger als 18 Zuschlags-Centimes.

Man kann sich lebhaft denken, dass die Stadtverwaltung in ganz energischer Weise alle Mittel ergriff, um derartige höchst unliebsame Vorkommnisse in Zukunft unmöglich zu machen. 60 Ausländer samt ihren Familien, die hier mittel- oder arbeitslos wohnten und mehr oder minder an den Krawallen vom Juni teilgenommen hatten, wurden des Landes verwiesen.

Dann aber ging man an die vollständige Neugestaltung der Miliz, d. h. der hiesigen Nationalgarde, die, abgesehen von einzelnen Spezialabteilungen (Artillerie), beim Aufruhr sich als total unzuverlässig erwiesen, als Instrument der Ordnung gänzlich versagt hatte und auch für die Zukunft keinerlei Garantie bot. Schon am 2. August wurde durch königliche Verordnung das Infanteriebataillon der hiesigen Mobilgarde aufgelöst und eine Neuformation derselben verfügt. In der Sitzung des Gemeinderats vom 15. Juli 1847 legte der Maire Emile Dollfus die Richtlinien fest, nach denen die neue Mobilgarde aufgestellt werden sollte. Im grossen und ganzen wünschte man sie mehr als Bürgergarde, mit Ausschluss aller irgendwie verdächtigen oder unzuverlässigen Arbeiter. Praktisch bedeutete dies bei der damaligen Mentalität der Stadtgewaltigen den vollständigen Ausschluss der Arbeiter von der Mobilgarde.

Aber mit all diesen Massnahmen ward das Uebel nicht bei der Wurzel gefasst, und das war die unbestreitbare Teuerung, besonders des Getreides und des Brotes, der allem Anschein nach nicht beizukommen war und dazu der geringe Verdienst der Arbeiter. Die Brottaxe wurde zwar

geändert zu Gunsten der Konsumenten; die Vorschriften über Brotbearbeitung und Brotverkauf auf das strengste überwacht und durchgeführt. Die schuldigen Bäcker wurden unerbittlich von den Gerichten bestraft. So verurteilte das Gericht zu Altkirch den Mülhauser Bäcker T. Z. zu einem Jahr Gefängnis, zu 50 Franken Geldstrafe und den Kosten, weil er verfälschtes Mehl verkauft hatte. Am 6. Dezember 1847 verurteilte das Gericht zwei hiesige Bäcker zu je 3 und 5 Franken Busse, den ersten, weil er sein Brot nicht genügend durchgebacken, den zweiten, weil er das Brot nicht vor dem Käufer gewogen hatte, trotzdem dieser das gar nicht verlangt und das Brot das richtige Gewicht hatte.

Zuletzt tauchte, um die Teuerung zu bekämpfen, im September 1847 der Gedanke der Gründung einer Art Konsumverein für die Herstellung und den Vertrieb des Brotes auf (Bäckerei als Aktiengesellschaft). Für diese Errichtung, die sich an ähnlichen Genossenschaften in Lyon, Bruxelles usw. inspiriert hatte, wurde seltsamerweise weniger aus Kreisen der Arbeiterschaft, als aus denen der besseren Bourgeoisie heraus, in Zeitungen, Aufrufen u. a. eifrig Stimmung gemacht. Interessant ist der Appell an die Bevölkerung zur Gründung dieser Aktiengesellschaft; in beredten Worten wird da auseinandergesetzt, dass bei der Verpackung durch diese projektierte Bäckereigenossenschaft eine Ersparnis von mindestens 100.000 Franken im Jahre, allein in Mülhausen, erzielt werden könnte. Man sah die Ausgabe von 1000 Aktien zu 25 Franken vor, um auch der minderbemittelten Klasse die Teilnahme an dieser Gründung zu ermöglichen. In der hiesigen Presse entstand um dieses beabsichtigte Unternehmen eine heftige Fehde, die das Für und das Wider in leidenschaftlicher Weise untersuchten. Man fürchtete sehr für das alte Bäckerhandwerk, das vom Ruin bedroht würde. Man befürchtete auch, dass diese Konsumgenossenschaft recht bald auf die Epiciers, die Metzger übergreifen würde, die dann alle unweigerlich dem Proletariat verfielen, was doch sicher nicht im Interesse der Stadt und des Staates sei. Augenscheinlich war der Gedanke von Einkaufs- und Vertriebsgenossenschaften, wie sie die Neuzeit in so wohl organisierter Weise geschaffen hat, für jene Epoche noch verfrüht. Jedenfalls verlief die Bewegung zu Gunsten einer Bäckerei-Aktiengesellschaft resultatlos im Sande.

Als nach der Februarrevolution 1848 der Freiheitsjubiläum auch durch unsere Stadt brauste, da gedachten die Stadtväter der verurteilten Mitbürger und erwirkten ihre Freiheit. Damit war die denkwürdige Episode wenigstens nach aussen hin verabschiedet. Manche betroffene Familie wird aber wohl noch lange Zeit in Trauer und Sorge gewesen sein.

Aus den „Verklingenden Weisen“

Einige Bild- und Textproben aus dem 3. Bande der berühmten lothringischen Volksliedersammlung von Pfarrer Dr. h. c. L. Pinck



Henri Bacher

• 33

's Munerle, eine alte Volksliedsängerin

Die einzig dastehende Lothringer Volksliedersammlung, durch welche sich der Hambacher Pfarrer so grosse Verdienste um die Volksliedkunde und seiner Heimat den Ruhm einer klassischen Volksliedlandschaft erworben hat, ist mit dem soeben erschienenen 3. Bande vorläufig zum Abschluss gekommen. Nach dem Urtheil der angesehensten Fachgelehrten auf volkkundlichem und musikalischem Gebiet übertrifft dieser Schlussband die beiden andern Bände noch bedeutend an wissenschaftlichem Wert, besonders durch das im Anhang verarbeitete reiche und

höchst interessante Material. Henri Bacher hat auch diesen Band wieder mit köstlichen, hochwertigen Illustrationen geschmückt, sodass wir unseren Lesern die Anschaffung dieses heimatischen Standardwerkes wärmstens empfehlen können. Inhalt und Ausstattung verdienen höchstes Lob.

Zum obenstehenden Bilde, das in trefflicher Weise mit dem wohlgelungenen Porträt einer fast hundertjährigen Gewährsfrau in den 3. Band eingeführt, lesen wir im Anhang folgendes: Eine fünf- undneunzigjährige Volksliedsängerin, Witwe Ca-

therine Nicolas, geb. Wingler, wie sie sich schreibt, aus Greningen (Kr. Château-Salins) mit Blick auf den Greninger Kirchturm, den die Nachbardörfer spöttisch den Greninger «Breikessel» nennen. Im ganzen Dorf wird unsere greise Sängerin «s'Munerle» genannt, wie ihre kleinen Enkelkinder sie riefen, statt «Mutterle», d. h. Grossmütterchen. Früher war sie mehr unter dem Dorfnamen «Schneiderhonne Käthrin» bekannt. Ihr Vater war nämlich Schneider und Kleinbauer und während mehr als 52 Jahren «chantre». Von ihm hatte sie auch ihre Sangesgabe und ihre Lieder. Zum ersten Male hörte ich sie ihre Lieder singen an ihrem 90. Geburtstag. Einige Tage zuvor traf ich Herrn Pfarrer Martin von Greningen und da so ein kleines, rein bäuerliches Dorf, nahe an der Sprachgrenze und fern vom Verkehr für die Erhaltung des Volksliedes wie geschaffen ist, fragte ich ihn, ob er dort niemanden kenne, der noch alte Lieder singe. «O doch, sagte er, und zwar eine ganz alte Frau. Kommen sie die nächste Woche, am 5. Februar, und dann singt sie Ihnen ganz gewiss. An diesem Tage wird sie nämlich 90 Jahre alt und ich bringe ihr zum Geburtstag immer eine gute Flasche, was sie höchlichst erfreut und in beste Stimmung versetzt, sodass Sie ganz bestimmt auf Ihre Rechnung kommen!»

Mit Dank entsprach ich der freundlichen Einladung, und wir fanden gute Aufnahme. Gerne war sie dazu bereit uns ihre alten Lieder vorzusingen, und ihre Tochter, Frau Witzmann, geb. 1872, sowie ihre Enkelin, Marie Witzmann, geb. 1908, beide tüchtige Sängerinnen, stimmten mit ein. Inzwischen stellte ich meinen Phonographenapparat und unser Geburtstagskind sang jetzt allein auf die Walze: «Schönes Blümelein, o Maria rein», «Den Ackermann soll man loben».

46. Das Lied vom Ackermann

fließender und ungezwungener Vortrag. $\text{♩} = 104$

Den Ak - ker - mann soll man lo - ben Und
 prei - sen auf die - ser Er - de. Man soll ihn lo - ben
 al - so recht, Er ist für - wahr un - ser Herr - gotts -
 knecht All - hier auf die - ser Er - de, ja, Er - de.

«Es blaset ein Jäger wohl in sein Horn» und andere mehr. Als die Walze die Lieder wiedergab, konnte sie nur staunen und bestätigen, dass man diese Lieder nicht genauer singen könnte: «Jetzt bin ich so alt un honn noch nischt e so gesiehn.»

Einige Monate später, Ende August, erhielt ich den Besuch mehrerer Volksliedfreunde, darunter die Herren Professoren Pirro von der Sorbonne-Paris und Hans Naumann von der Frankfurter Universität. Für das traditionelle Fortleben des Volksliedes hätte ich ihnen kein klassischeres Beispiel vorführen können als diese greise Sängerin, die ihre Lieder von ihrem Vater hatte und sie dann wieder ihre Kinder und Kindskinder weiterlehrte und zwar nicht etwa schriftlich, sondern nur mündlich, denn schreiben konnte sie kaum: «Min Vatter, sagte sie, hot nit gewillt, ess ich schriewe lehren. De Buwen mun schriewen kunnen. Wonn de Mädle kunnen schriewen, so schriewen se dumme Liewesbriefe» (Siehe Bd. II. S. 405).

Ein prächtiges Gruppenbild mit dem «Munerle» in der Mitte hält die Erinnerung an diesen schönen Tag, den Ausflug nach Greningen vom 29. August 1929, den zahlreichen Teilnehmern unvergesslich fest. Um aber auch dem weiteren Sänger- und Freundeskreis der «Verklingenden Weisen» diese hochbetagte lothringische Volksliedsängerin vorzustellen, kam Kunstmaler Bacher am 25. Juni 1955 eigens nach Greningen und zeichnete sie so getreu, dass alle Greninger, die die Zeichnung sahen, entzückt ausriefen: «O, 's Munerle! Wer 's g'sieht, kennt's.»

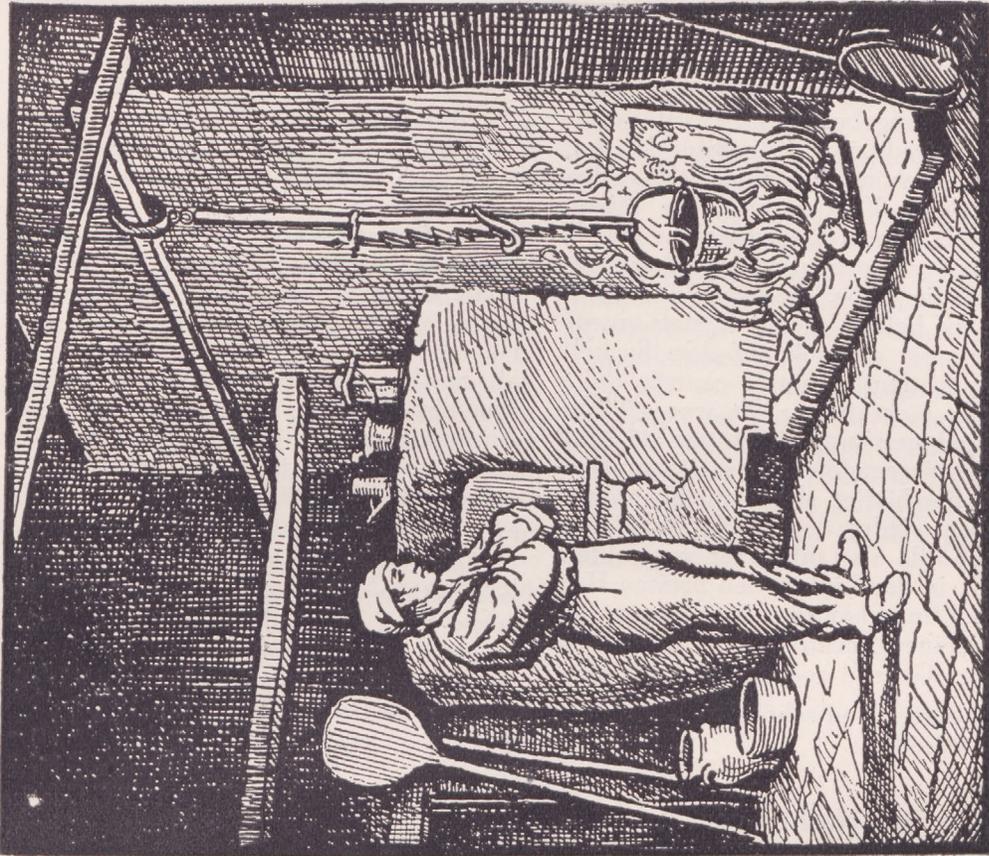
Von dieser 95-jährigen Volksliedsängerin stammt das «Lied vom Ackermann», das wir nebenstehend als Schriftbildprobe des 5. Bandes der «Verklingenden Weisen» wiedergeben. In

den Anmerkungen zu diesem Liede heisst es u. a.: «Der 80-jährige Hausgeistliche, Ehren-domherr Chaler in Steinbach bei Saargemünd, teilt hierzu mit, in seiner Heimat, der Busendorfer Gegend, seien die Ackerknechte, die mit ihrem Meister unzufrieden waren und sich darum am «Bündelestag» bei einem anderen zu verdingen suchten, am Vorabend dieses Tages — Stephanustag, «Steffesda» — vor die Türe ihrer bisherigen Herrschaft gezogen und haben gesungen:

Den Ackermann soll man loben
 Und preisen wie ein Hund.
 Er rückt die Marken
 Und stiehlt den Grund.»



Denkmal des Michael Varis in Berg
(Der Beriger Mann)



Wenn ich des Nachts vor dem Feuerlein steh . . .
(Küche in Berg)

Als Illustration ist diesem Liede das Denkmal des «Beriger Mannes» in Berg bei Grosstännchen (Kreis Forbach) beigegeben. Es ist auf voranstehender Seite reproduziert. Zur Bilderklärung schreibt Pinck: «Schönes Denkmal, das dem Bauersmann Michael Varis hier vor seinem Wohnhause an der Landstrasse errichtet wurde. Varis war weithin als der «Beriger Mann» bekannt. Er besass die Gabe, die kompliziertesten Knochenbrüche zu heilen, und half stets unentgeltlich. Drum heisst es auch auf dem Sockel: «Sa mort a mis en deuil toute la contrée qui a perdu en lui son bienfaiteur.» Er war 1777 zu Grosstännchen geboren und starb am 15. Juli 1850 in Berg. Bei Kriegsende wurde sein anmutiges Denkmal leider beschädigt, der Kopf abgeschossen, nachher aber wieder ersetzt. So steht denn dieser Volksfreund da als Lothringer von echtem Schrot und Korn, in der Linken den breiten Hut, dessen Rand die Pflugschar zu seinen Füßen fast berührt und zu seiner Rechten eine Garbe Weizen, der in dieser Gegend so herrlich gedeiht.

Eines der seltensten und schönsten Lieder der Sammlung ist folgendes:

78. Wenn ich des Nachts vor dem Feuerlein steh

Mit Empfindung. $\text{♩} = 112$

Wenn ich des Nachts vor dem feu - er - lein steh Und
 von der Herz - al - ler - lieb - sten hör, So fällt es
 mir im Her - zen so schwer, Als wenn ich bei der Herzal - ler
 lieb - sten wär: Ganz heim - lich tu ich sie grüs - sen.

Und wenn man zündet ein Feuerlein an,
 So fährt der Rauch als oben an,
 So hoch, so hoch ans Firmament,
 Man will ja suchen der Lieb ein End:
 Kein End ist mehr zu finden.

Spielmann, spiel auf ein Ehrentanz,
 Ich nehm mein Schätzel bei der Hand,
 Jetzt wollen wir eins, drei tanzen,
 Und wie wir ausgetanzt han,
 Da fingen wir eins zu trinken an.

Und wie wir ausgetanzt han,
 Da fingen wir eins zu trinken an:
 Wir trinken fein ein gut Glas Wein,
 Gelt, mein Schatz, dann gehen wir heim:
 Kein Mensch kann's uns verdenken.

Im Anhang finden wir zu diesem Liede folgende Erläuterungen: «Am 7. 1. 1930 von N. Philippi, Schieresthal (Kr. Saargemünd), auf die Walze gesungen und von Th. Wolber aufgenommen. Besonders gut sang er die zweite Strophe, als wollte er damit das jähe Aufsteigen des Rauches bis «hoch ans Firmament» andeuten. — An andere als die vier angeführten Strophen erinnert er sich nicht. Noch am 29. 11. 1935 erklärte er, nie mehr als diese vier gekannt zu haben, die sein Vater und die Alten schon gesungen hätten.

Das Lied selbst, das die Glasarbeiter der Glashütten von Meisenthal und Münzthal wohl gerne beim Feuer ihrer Hütten gesungen haben, ist eines der wertvollsten unserer Sammlung. Ein Kenner schreibt mir hierzu: «Das Lied ist nach meinem Begriffe eines der schönsten überhaupt, das seit «Des Knaben Wunderhorn» ans Tageslicht gekommen ist, ein ganz löstlich Ding, wie es kaum eine andere Sammlung kennt; ausserdem weiss ich dafür keine auch entfernte Variante.»

Illustriert ist das Lied mit dem Brand auf dem Herd einer alten dunklen Küche, ebenfalls in Berg. Zu dem Bild selbst lesen wir im Anhang: «Berg bei Grosstännchen (Kreis Forbach). Dunkle Küche in dem alten Bauernhaus der Witwe Schant-Schmitt, aufs getreueste im Bilde wiedergegeben. Die schönen Estrichdecken dieses Hauses tragen die Jahreszahl 1696 mit Monstranz, Kerzen und Blumen als Schmuck. Die Küche, eigentlich der grosse Herd, der fast die Hälfte dieser Küche einnimmt, bildet den Mittelpunkt des Hauses. Vom Herd aus bekommt die Küche Licht und Wärme: Licht von oben durch den weiten offenen Schornstein, durch den es schneit und regnet; Wärme durch das Feuer, das mittels der Kaminplatte vom Herd aus auch die Stube wärmte bis der Ofen kam, der aber Anfangs ebenfalls vom Küchenherd aus geheizt wurde. Backofen und alle Feuerungen des Hauses münden auf den Herd und in seinen riesigen Rauchfang, in dem Fleisch und Wurst in Luft und Rauch aufs schmackhafteste geräuchert werden. An einem Balken befestigt hängt die «Hohl» und

an ihr der «Kochhawe» über dem Herdfeuer, das die «Fierhun» (Feuerhunde), kurze, nach vorn hin kopfartig verzierte Eisenstücke, hüten, den Brand auf seinen Raum beschränkend. An und bei diesem Herd spielte sich in früheren Zeiten der Hauptteil des häuslichen Lebens ab. Er war der Mittelpunkt des Hauses, und in Erinnerung daran wird heute in Lothringen das Familienfest beim Einzug in ein neues Haus «die Hohl uf-hänge» genannt. Es ist allbekannt, dass die Küche auch insofern der Mittelpunkt der alten lothringischen Wohnhäuser ist, dass sie faktisch in der Mitte des Hauses liegt. Durch den langen Gang, «de Husäre», wird die Wohnung von der Stallung, die beide unter einem Dache liegen, getrennt. In der Mitte des Hauses geht es meistens der Stalltüre gegenüber, rechts in die dunkle Küche, die kein Fenster hat, sondern, wie gesagt, vom Schornstein erhellt wird, hie und da

auch durch die Glastüre der Stube. Nur durch die Küche kommt man in die andern Räume des Hauses. Wer ins Haus will, muss durch die Küche gehen, er müsste denn schon verstohlen durch ein Fenster hineinkommen. Von der Küche geht's durch die Stubentüre nach vorn in die Stube, durch die Kammertüre nach hinten in die Küchenkammer, unter der Speichertreppe in den Keller, und die Speichertreppe hinauf auf den Speicher, in die verschiedenen Speicher- und Fruchtkammern. Wie die Estriche, so verschwinden auch die dunklen Küchen immer mehr, und mit ihnen der grosse Herd und grosse Rauchfang, und die Stube bekommt jetzt vielfach vom Gang her direkt ihren eigenen Eingang, sodass die dunkle Küche bald nur mehr wie ein Märchen noch im Bilde und in der Erinnerung weiterlebt.



Lyrisme populaire bitchois d'avant 1870

par Ad. Malye, correspondant du Ministère de l'Instruction publique

Il m'est tombé entre les mains, à Bitche (Mosselle), un mince cahier d'écolier daté des derniers mois de 1869 et des premiers de 1870. Sur ces feuillets jaunis sont consignées, parmi d'autres choses, quelques chansons populaires allemandes. En voici deux que je transcris en faisant subir au texte manuscrit un minimum, qui me paraît indispensable, de corrections.

Chignon

Die crinoline ist vertrieben.
Dem Schleppekleid hat sie Platz gemacht.
Doch der chignon ist geblieben,
Er behauptet seine Macht.
Kleine Mädchen von zehn Jahren
Stopfen Wolle in den Zopf,
Tragen statt den eignen Haaren
Auch schon chignons auf dem Kopf.
Chignon, chignon, chignon, ô einziges Vergnügen!
Man hört nur das bei Tag und Nacht,
O was doch der chignon macht!

Rückkehr eines alten Kriegers in seine Heimat

O teures Frankreich, seh' ich dich endlich wieder!
So viele Jahre war ich von dir getrennt.
Auf deinem Boden knie ich voll Rührung nieder.
Ja, dich zu lieben hab' ich noch nicht verlernt.
Ich war so weit von Frankreichs schönen Staaten.
Doch sehnte sich nach dir mein Herz so sehr.
Ich war Soldat und lieb' die Heldentaten,
Mein Vaterland, mein Frankreich noch viel mehr.

So manche harte wehmutsvolle Stunden
Hab' ich, so weit von dir getrennt, gelebt.
Ich blutete so oft aus vielen Wunden,
Doch nie, noch nie hat mir mein Herz gebebt.
Wir waren viele tapfere Soldaten
Und fochten stets für Frankreichs Ruhm und Ehr'.
Ich war Soldat usw.

In Afrika, in China, Cochinchina,
Auch in der Krim, Italien, war ich mit.
Bei Solférino erhielt ich diese Wunde
Und dieses Kreuz, weil ich so tapfer stritt.

Es lebe hoch der Kaiser unsrer Staaten,
Napoléon, wie lieb ich ihn so sehr.
Ich war Soldat usw.

Zu Haus hab' ich keine Eltern und Verwandte
Kein Wesen gibt's das den Verwaisten kennt.
Meine Heimat ist an jenem Uferrande,
Der Frankreich von der deutschen Grenze trennt.
Wie herrlich blühen der Rebstock und die Saaten
In unserm Elsass, wie lieb ich es so sehr.
Ich war Soldat usw.

Drum seid gegrüsst, ihr heimatlichen Gauen,
Ihr, meiner Jugend erste Lust und Schmerz.
In euern Tälern und auf euern Auen
Schlägt stärker mir das dankerfüllte Herz.
Und werd' ich alt und bin ich einst gestorben,
Die Nachwelt sagt gewiss noch einst von mir :
Er war Soldat und hat sich nichts erworben.
Als trois chevrons et puis la croix d'honneur.

Ces deux chansons sont inédites. Elles avaient cependant été relevées par le regretté Dr. Kassel et figurent, ainsi que j'ai pu m'en convaincre grâce à l'obligeance de M. le Dr. Lefftz, dans les manuscrits qu'il a laissés. Le «Chignonlied» comportait huit strophes dont mon texte, abstraction faite du refrain, représente la 2ème et la 4ème. Voici, d'après Kassel, quelle était la première :

Es gibt nichts närrischers auf der Welt
Als heutzutage die Mode ist.
Falscher chignon ganz entstellt
Alle Mädchen die man sieht *)

Le Dr. Kassel signale l'existence de ce lied à Meistratzheim (1872), Baldenheim (1876), et Neukirch ou Neuve-Eglise (1881), toutes trois localités du Bas-Rhin. On n'en connaît point, jusqu'à présent, la mélodie. En tout cas mon enquête à Bitche et, en particulier, auprès de l'auteur, plus qu'octogénaire, du cahier ne m'a pas permis de la découvrir. Par contre Kassel a noté la mélodie du lied intitulé, dans le cahier bitchois, «Rückkehr eines alten Kriegers in seine Heimat» et qu'il signale à Oberseebach (1866), Puberg (1870), Meistratzheim (1890), Wantzenau (1901) dans le Bas-Rhin et Altkirch (1902) dans le Haut-Rhin.

Pour ce qui est de la date de naissance de ces deux chansons, il semble évident que la seconde (Rückkehr), chantée à Oberseebach en 1866 et mentionnant, entre autres, les campagnes de Chine

*) Je pense que la forme primitive de la fin du vers était : die du siehst, à cause de la rime.

et de Cochinchine qui sont respectivement de 1860 et 61, a dû être composée aux environs de 1864. Tandis que le «Chignon» célébrant la défaite de la crinoline est certainement postérieur de quelques années, car ce vaste et parfois énorme jupon bouffant et baleiné, que représentent et raillent si copieusement les gravures du temps, ne disparut guère qu'en 1868.

Ces «lieder» sont de facture alsacienne. Cela ne fait tout au moins aucun doute pour la «Rückkehr», d'après sa strophe IV. Ils ont donc été importés à Bitche, ce qui, vu le voisinage immédiat de l'Alsace, n'a rien d'étonnant. J'ignore s'ils se sont propagés dans le «Bitscherland», dans le reste de l'arrondissement de Sarreguemines et en général dans la Lorraine dite allemande.

Le texte bitchois, que j'ai sous les yeux, de «Chignon» et de la «Rückkehr», ne me paraît pas mériter un commentaire philologique approfondi. Il doit reproduire assez fidèlement un texte original alsacien, copié ou dicté. Les variantes qu'il présente par rapport au texte du Dr. Kassel sont peu nombreuses et de médiocre importance. Rédigé en caractères latins par quelqu'un qui, suivant l'aveu qu'il m'en a fait, n'était pas alors ou était peu familiarisé avec les caractères gothiques, il offre un mélange curieux d'incompréhension de certains mots (exemples : dans le «Chignon» on lit *vertrüben* au lieu de *vertrieben*, dans la «Rückkehr» *die Nachwelt* au lieu de *Nachwelt*) et d'orthographe mi-archaïque mi-francisée (exemples : *franckreich*, *das danckerfüllte hertz*, le *W* inemployé est remplacé partout par le *V* etc.). Pourtant nous n'avons pas affaire ici à un illettré, tant s'en faut. Le scripteur a fait de bonnes études primaires chez les Frères de la Doctrine chrétienne et même passé un an ou deux au Collège St. Augustin à Bitche. (classes dites préparatoire et de français). Il manie d'ailleurs actuellement, avec une aisance et une correction à peu près égales, le français et le hochdeutsch.

L'intérêt des chansons précitées ainsi que des autres, point inédites il est vrai, que contient le cahier, c'est qu'elles témoignent de l'influence d'une époque, celle du second Empire, sur un milieu spécial, celui d'une petite ville de garnison de la Lorraine allemande. Elles ont, de ce point de vue, une valeur historique que j'essaierai de mettre en lumière dans un prochain article, en m'aidant de certains souvenirs personnels.

Träumereien am alten Nähtischlein

Von Ernest Schmitt (Schönau)

(Schluss)

Der 18. Geburtstag des Mädchens brach an. Ich kann mich des bedeutungsvollen Tages noch so gut erinnern, als wäre er erst gestern gewesen. Ein rauher Herbststurm fegte über das sterbende Land und peitschte den kalten Regen wütend an die Fenster. Das Wasser lief an den Scheiben herunter, als würden sie weinen.

Die Grossmutter hatte zwei Vasen mit blühenden Rosen, den letzten aus dem Garten, auf den Tisch gestellt und dazwischen hinein eine Photographie der toten Mutter gesteckt. Jedes Jahr tat sie das. Heute sah alles besonders schön und feierlich aus, und mir war es, als sähe mich die Tote an mit Blicken so lebendig, wie zu den Zeiten, als noch an ihrem Lebensweg die Rosen blühten. Das Geburtstagskind kam herein. Ein stiller, ruhiger Ernst lag auf ihren so wunderbar fein gemeisselten Zügen, und in den samtigen Augen glänzte eine warme Freude. Mit verschlungenen Händen stand sie lange vor dem Bild der lächelnden Mutter, als sie sich umwandte, sah ich in ihren schönen Augen zwei Silberperlen. Mit müden Schritten kam sie jetzt auf mich zu, setzte sich auf einen Stuhl neben mich und begann die auf mir ausgelegte Post durchzusehen. Es schien sie nichts besonders zu interessieren, nur ein Brief von sehr feinem Papier, mit einem Wappen geschmückt, erregte ihre Aufmerksamkeit. Verwundert öffnete sie denselben und begann zu lesen. Der Inhalt musste sie bis ins Innerste erschüttern, denn sie hielt öfters im Lesen inne, die Hände zitterten leicht, und auf den weissen Wangen kam und ging die Farbe. Als Schritte im Hausflur ertönten, barg sie den Brief in ihren Kleidern, stand auf und ging der eintretenden Grossmutter entgegen. Bewegt schloss sie die alte Frau in ihre Arme und küsste zärtlich ihren weissen Scheitel. «Hab Dank, Mamama, für dein freundliches Gedenken», sagte sie innig. «du bist doch die beste aller Grossmütter auf der Welt!» Die alte Frau wehrte lächelnd ab und meinte in herzlichem Ton: «Hast du schon Mamas Brief gelesen, Kind, den du heute öffnen sollst?» «Ach, Mamama, das habe ich ja ganz vergessen! Ich will es aber gleich jetzt tun!»

Sie kam wieder auf mich zu, öffnete das Geheimfach und nahm den Brief heraus. — Dann setzten sich die beiden Frauen neben mich, das Mädchen schnitt vorsichtig den Brief auf, entfaltete den Bogen und begann mit Mühe die verblasste, zitterige Schrift zu lesen. Wie Klänge einer fernen, silbernen Glocke fielen die Worte in die andächtige Stille: «Mein Kind! Ich gehe zum Sterben und lass dich allein bei der Grossmama. Aber du bist bei ihr gut aufgehoben, und sie

wird über dich wachen, bis du diese Zeilen lesen und verstehen wirst. Ich gehe darum ruhig aus diesem Leben, das ja nur noch eine einzige grosse Strafe ist für meine Schuld. — Meine Schuld, ja; denn ich habe schwer gefehlt. — Ich habe das vierte Gebot nicht beachtet: ich hörte nicht auf meine Eltern und verliess sie, um meine eigenen Wege zu gehen. Diese Wege brachten meinen alten Eltern tiefen Kummer und unendliches Leid, und mich führten sie zur Strafe ins Verderben. — Ich habe nicht gehadert mit dem Schicksal: denn es war gerecht. Was ich aufgebürdet bekam, das habe ich verdient. Du bist jetzt im Alter, wo du vielleicht auch eigene Wege gehen möchtest. Da möchte ich dir aus dem Grabe heraus zurufen: Gehe nur den Weg, der dir heute am härtesten zu gehen vorkommt, der dir am rauhesten erscheint und den nur wenig Licht erhellt. Das ist hart, ich weiss es! Auch ich ging mit der Jugend, die gern in strahlender Sonne wandelt. Ich musste es büssen! Davor möchte ich dich nun bewahren, und darum rufe ich dir nochmal aus der Ewigkeit zu: Wenn deine Grosseltern noch leben, so gehe nur den Weg, den sie dir weisen: es wird der Weg der Pflicht sein mit wenigen und spärlichen Freuden. Aber am Ende desselben werde ich dir ein Licht anzünden mit meiner Liebe und mit meinem Segen, das strahlender als Sonne in dein Leben leuchten wird und das der Herrgott mit Flamenschrift unterschrieben hat: Eine Mutter dem treuen Kinde! — Mein letzter Gruss gehört dir, mein heissgeliebtes Kind, und mein Segen wird bei dir bleiben in alle Ewigkeit! — Deine sterbende Mama.»

Als das Mädchen den Brief zu Ende gelesen hatte, legte es eine Hand auf die schönen Augen und weinte lange und leise. Die Grossmutter sass eine Weile stumm und schweigend. Dann zog sie dem Mädchen sachte die Hand weg und sagte in herzlichem Tone: «Nicht weinen, Kind! Ich würde ja niemals deinem Glück im Wege stehen. Wenn du einmal einem Manne folgen willst, brauchst du auf mich keine Rücksicht zu nehmen. — Nur dein Glück möchte ich, und das wäre mir auch um ein einsames, altes Leben nicht zu teuer. Du wirst mich ja immer lieb haben, gelt, Herzenskind?»

«Ich werde niemals von dir gehen, immer werde ich bei dir bleiben, hörst du, Mamama?» Laut aufschluchzend warf das Mädchen die Arme um die alte Frau, und noch einmal rang es sich von ihren Lippen: «Immer werde ich bei dir bleiben, wir gehören zusammen, bis der Tod uns scheidet!» Es klang wie ein Schwur!

Da legte die alte Frau ihre zitternde Hand auf das schöne Lockenhaupt des Mädchens, und während ihre Augen zu dem lächelnden Gesicht der Toten auf der Photographie hinirrten, die zwischen den Rosen auf dem Tische stand, murmelten ihre welken Lippen etwas, das klang wie ein Segen.

Den Inhalt des andern Briefes erfuhr ich auch noch an demselben Nachmittag. Das Wetter hatte sich aufgeheitert. Mit letzter Kraft arbeitete sich die Sonne durch die grauen Wolkenschleier und sandte noch einmal freundliche und wärmende Strahlen auf die nasse Erde hinab. Die Grossmutter schaffte ordnend in den zersausten Gartenbeeten, während das junge Mädchen, mit einer Handarbeit versehen, neben mir Platz genommen hatte. Plötzlich liess es die Stickerei sinken und brachte aus seiner Tasche den wappengeschmückten Brief von heute morgen wieder zum Vorschein. Sie vertiefte sich aufs neue in die Lektüre. Doch schien sie der Inhalt nicht mehr so zu erregen. Ihr Gesichtchen blieb ruhig, und die Augen blickten nur etwas ernster und nachdenklicher, als sie das feine Briefblatt auf mich zurücklegte und ihren sinnenden Blick durch das Fenster hinaus in den sinkenden Abend schweifen liess. Der Brief war französisch geschrieben und lautete in der Uebersetzung ungefähr folgendermassen :

«Sehr verehrtes Fräulein ! Verzeihen Sie, dass ich mir die Freiheit nehme, mich Ihnen auf diese Art zu nähern. Aber es geht nicht anders, und die Zeit drängt ! In einigen Tagen ist mein Urlaub hier zu Ende ; ich muss die gastfreundliche Familie von Bierstein, bei der ich seit einiger Zeit auf Besuch weile, verlassen und in das Schloss meiner Väter in den Savoyerbergen zurückkehren. Ich möchte nun nicht von hier scheiden, ohne die glückliche Hoffnung mitzunehmen, dass sich im Elsass mein Glück erfüllt und hier die Dame lebt, die meine Lebensgefährtin, meine Herrin und die Herrin meines Schlosses werden wird. Ich habe mir den Gedanken zu eigen gemacht, dass nur Sie allein hierfür in Frage kommen ; denn ich habe mir sagen lassen und mich selbst überzeugt, dass Ihr Ruf, Ihre Schönheit und Frauenwürde, Ihr Name und Ihre Abstammung Sie wohl würdig machen, eine Grafenkrone im Wappen zu führen. Wenn Sie glauben, mir erlauben zu können, dass ich mich Ihnen nähere, so bitte ich Sie höflichst um einen kurzen brieflichen Bescheid. Sie werden dann Gelegenheit bekommen zur Ueberzeugung, dass mich nur die redlichsten und ehrlichsten Absichten leiten.

Seien Sie der vorzüglichsten Hochachtung und tiefsten Verehrung versichert

Ihres stets ganz ergebensten Dieners

Graf Serge de Courbillon.»

Das Mädchen sass noch lange still und stumm und sinnend neben mir. Erst als der Klang der Abendglocke andächtig ins Zimmer schwang, schrak es plötzlich empor. Müde erhob es sich, ging mit schleppenden Schritten, den Brief in der Hand, zum Ofen und entzündete ein Streichholz. Als dasselbe aufflammte, hielt es den Brief daran und warf dann das flackernde Papier in das Ofenloch. In dem Moment kam die Grossmutter herein : als sie das Mädchen am brennenden Ofen knien sah, sagte sie mit einem Lächeln : «Du hast recht Kind, dass du ein wenig Feuer machst ; es wird kühl heute abend. Ich will mich schnell umziehen.»

Mit einem verlorenen Blick sah das Mädchen der hinausgehenden alten Frau nach. Dann glitten seine Augen wieder zum Ofen zurück, wo das Feuer eben die letzten Papierreste verzehrte. Das eingedruckte Wappen hatte am längsten standgehalten. Jetzt zerfiel es auch in Staub und Asche. Um des Mädchens Mund zuckte es ein wenig.

Es wurde Winter, Frühling und Sommer und dann kam der grosse Krieg. Die Not, die bisher von der Grossmutter und dem jungen Mädchen dank ihrer Anspruchslosigkeit und ihrer Lebenskunst von dem alten Patrizierhaus fern gehalten werden konnte, nistete sich nun doch unter den Fittichen der Kriegsfurie immer mehr und immer drohender in den stillen Räumen ein. Es gab Tage, wo auch das Notwendigste zum Leben fehlte, und wo ich aus dem Munde der beiden Frauen das schreckliche Wort hören musste : «Was nun ?» Das Furchtbarste sollte aber erst noch kommen. Es war im dritten Kriegsjahr, als auf einmal das Städtchen, das noch in der Feuerzone lag, sehr oft und anhaltend beschossen wurde. Eines Abends, die beiden Frauen sassen schweigend beieinander in dem Zimmer, begann die Beschiessung wieder. Die verängstigten Frauen wollten sich gerade in den Keller flüchten, — da schlug mit einem entsetzlichen Krachen eine Granate direkt ins Haus. Zwei furchtbare Schreie ertönten, und als sich eine dicke Rauch- und Staubwolke ein wenig verzogen hatte, sah ich im Türrahmen am Boden die alte Grossmutter liegen und daneben, über sie gebeugt, das junge Mädchen, wimmernd und laut weinend. Gleich füllte sich das Zimmer mit aufgeregten Soldaten und Zivilleuten, die die leblose Gestalt der Grossmutter sachte aufhoben und wegtrugen.

Soll ich dir von den folgenden Stunden erzählen ? Nein, es erschüttert mich heute noch zu tief, wenn ich nur daran denke. Die alte Frau sah ich nicht wieder. Nach zwei Tagen trugen sie einen Sarg hinaus, und der barg das tote Grossmütterlein ! Es war allem Erdenleid und allem Erdenschmerz gnädig entrückt. Ich konnte



Strassburg. am Schifflautstaden

sie darum auch nicht beklagen. Aber das Schicksal des Mädchens rührte mich tief, dessen Herz aufs neue grausam getroffen und verwundet war. Ihr namenloses Weh zeigte sie aber niemand. Stolz und verschlossen ging sie ihre Wege; nur ich sah das heimliche, unendliche Weh in ihren Augen, wenn in einsamen, stillen Stunden die Erinnerung auf ihrer Seele lastete.

Eine entfernte, alte Verwandte, der auch die Wohnung zerschossen war, zog zu ihr in das notdürftig reparierte Haus. Und eines Tages, da war wieder Frieden! Ich hätte geglaubt, die Menschen müssten verrückt werden vor Freude, wenn es einmal heissen würde, jetzt sei der Krieg zu Ende, jetzt würden keine Kanonen und keine Gewehre mehr losgehen und Väter und Gatten, Brüder und Verlobte kämen heim und würden daheim bleiben für immer. Aber es geschah nichts Aussergewöhnliches; wenigstens sah und hörte ich nichts in meiner stillen Klausur.

Am zweiten Tag nach dem Waffenstillstand sass das junge, jetzt immer in tiefes Schwarz gekleidete Mädchen in dem Zimmer am Fenster und starrte wie in tiefen Gedanken hinaus auf die belebte Strasse. Da ertönte die Klingel, und gleich darauf öffnete die alte Frau die Zimmertüre, und herein traten zwei französische Offiziere. Mit feinem Anstand näherten sich die beiden dem Mädchen, das sich erhob und etwas verwundert den sonderbaren Besuch be-

trachtete. «Wir bitten höflichst um Verzeihung, gnädiges Fräulein», sagte der eine der Herren auf französisch, ein junger, eleganter und sehr schöner Mensch. «dass wir so unangemeldet bei Ihnen eindringen. Wollen Sie aber gütigst bedenken, dass wir noch halbe Kriegsleute sind und den Begriff von Anstand und Sitte bald verlernt haben. Es würde uns aber unendlich leid tun, wenn wir Sie erschreckt hätten. — Gestatten Sie nun vor allem, dass wir uns endlich vorstellen:

Graf Serge de Courbillon und mein Cousin, Graf Armand de Courbillon!»

Ueber das Gesicht des Mädchens lief ein leichtes Zucken, und in ihre Wangen stieg eine leichte Röte. Wie eine Königin neigte sie ihr schönes Haupt. Der Graf fuhr fort: «Ich habe mir vor Jahren einmal erlaubt, Ihnen brieflich eine Frage zu stellen. Leider konnte ich Ihre Antwort nicht mehr entgegennehmen, da mich ein Telegramm schleunigst an das Totenbett meiner Mutter rief. Und die folgende Zeit der Aufregungen und dann der Krieg verhinderten mich, nach einer Antwort zu forschen. — Aber vergessen habe ich die Frage nicht. — Dass ich heute nach Jahren hier stehe und sie nochmal zu stellen fest entschlossen bin, mag Ihnen ein Beweis sein, dass mir Ihre Antwort sehr am Herzen liegt und ich sie als entscheidend für mein Lebensglück betrachte. Darf ich hoffen, Sie jetzt einer

Entscheidung geneigt zu finden?»

Es war im Gesicht der jungen Dame nicht wahrzunehmen, was ihre Seele bewegte und welchen Eindruck die Worte des Grafen auf sie machten. Sie atmete nur etwas schneller, als sie nach einer Weile langsam antwortete: «Herr Graf, ich stehe heute noch zu sehr unter dem niederschmetternden Eindruck des Todes meiner Grossmutter, die ein Stück meines eigenen Lebens war, dass ich ihre Frage noch nicht beantworten kann und Sie schon bitten muss, mir Bedenkzeit zu lassen.»

«Ich ehre ihre Wünsche und achte ihre Gründe», sagte der Graf mit einer Verbeugung, «ich bitte nur, mir die Frage zu gestatten, ob ich wieder kommen darf.» Die Antwort des Mädchens hatte einen für mich ganz fremden Klang, als sie langsam und leise sagte: «Sie dürfen wieder kommen, Herr Graf!» Tief beugte sich dieser über die gebotene weisse Hand des Mädchens und küsste sie wie ein Vasall die seiner Herrin. «Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein», sagte er und ging mit seinem Freunde hinaus. — — —

Der Graf kam wieder, er kam noch öfters, einigemal erschien auch die Baronin von Bierstein, die ein Schlossgut in dem Städtchen hatte, auf Besuch. Und kurz vor Weihnachten hatte sich die Sache entschieden. Drei Tage vor dem Feste lagen die Verlobungskarten auf dem Tisch, und das Mädchen beschäftigte sich am Nachmittag mit dem Schreiben der Adressen. Die junge Dame sah nicht aus wie eine glückliche Braut; ihre Augen blickten kühl und hatten einen leisen, fast schwermütigen Schein, wenn sie über die fein gedruckten Kärtchen hinglitten, worauf in vornehmen Goldbuchstaben unter einer zierlichen Krone ihr Name glänzte.

Gerade als die Uhr drei schlug, kam die alte Frau mit einer Depesche herein. Freundlich lächelnd übergab sie dieselbe dem Mädchen und ging gleich wieder hinaus. Mit einem Lächeln auch nahm die angehende Braut die Depesche entgegen: jedenfalls war sie von ihrem Verlobten, der ihr aus dem Standquartier, wo sein Regiment eben lag, einen Gruss senden wollte. Sie öffnete das Papier, warf einen Blick darauf, und — fiel totenbleich in den Sessel zurück. Die Depesche entfiel ihrer Hand, ein Luftzug wirbelte sie mir direkt vor die Füsse. In steilen, unbarmherzigen Buchstaben stand darauf: «Graf Courbillon heute Morgen bei einem Spazierritt schwer verunglückt. — Armand de Courbillon.»

Das Mädchen begab sich in der Nacht nicht zur Ruhe, stundenlang ging es ruhlos in dem Zimmer auf und ab. Als der graue Wintermorgen mit seinem ersten trüben Schein ins Zimmer blickte, sah er ein um einige Jahre älter erscheinendes, bleiches Mädchen im alten Lehnssessel sitzen, das über der Photographie einer lächelnden,

alten Frau eingenickt war. Im Laufe des Vormittags kam die Baronin von Bierstein mit einem Brief, der die Bestätigung der Todesnachricht des jungen Grafen enthielt. Die Edelfrau hatte aufrichtig klingende Worte des Beileids und des Mitgeföhls für das junge Mädchen, und ihre Hand strich mütterlich zärtlich und tröstend über sein lockiges Haar. Die unglückliche Braut liess alles stumm über sich ergehen. Müde war jede ihrer Bewegungen, und verloren irrte ihr Blick durch die trauernden Räume.

Als die Baronin gegangen war, trat sie zum Tisch, nahm das Bündel mit den Verlobungskarten und schob es mit ganz unnatürlicher Ruhe in das Feuer des prasselnden Ofens. Gierig frassen die Flammen die goldigen Zeichen, die der Welt hatten künden sollen von einem wunderschönen bürgerlichen Mädchen, das bereit war, unter einer Grafenkrone in das Märchenland des Glückes einzugehen. — Und nun folgte auch für mich der allertraurigste Abschnitt in meinem Erdendasein.

Wenige Tage nach dem eben Erzählten erschien plötzlich der alte Sanitätsrat, einst der beste Freund des längst verstorbenen Grossvaters, in der Wohnung. Er hatte mit dem Mädchen eine lange Unterredung. Dasselbe tat dem alten Arzt seine Absicht kund, dass es entschlossen sei, ihren Haushalt aufzulösen, das Haus und alle Möbel zu verkaufen und in einem Krankenhaus oder in einem Sanatorium als Krankenpflegerin einzutreten. Aus seiner Stimme sprach eine so ruhige Ueberlegung und Festigkeit, dass ich mir gleich dachte, der Sanitätsrat könne dagegen mit seinen Einwendungen nicht aufkommen. Und es blieb auch dabei.

Kaum drei Wochen später wurden das Haus und das ganze Mobiliar versteigert, und an einem schönen Maienabend sah ich das teure Mädchen zum allerletztenmal. Vom herrlichsten Abendsonnenschein umflutet, schon im Reisekostüm, stand die liebe, edelgewachsene Gestalt vor mir. Mit schmerzhafter Innigkeit umfasste mich noch einmal ihr seelenvoller Blick; weich tasteten die weissen Hände liebkosend über mich hin, und ihre Lippen flüsternten etwas, das klang wie ein leiser Wehruf aus einem armen, von Heimweh gequälten Herzen. — Und dann ging sie mit gesenktem Haupte rasch hinaus. Wolken zogen vor das Antlitz der schönen, warmen Abendsonne; es wurde düster im Zimmer, und mich schüttelte ein schmerzhaftes Frösteln. Dann kamen fremde Männer ins Zimmer und trugen auch mich schweigend fort. Hätte ich ein Herz gehabt, ich glaube, es wäre mir zersprungen im Uebermass von Schmerz und Leid!

Ich kam in ein Haus, in eine Familie, wo sich mir die Gewähr bot, ein stilles, ruhiges Leben zu führen und ganz zufrieden sein zu können



Kaisersberg

Manchmal überkam mich aber doch eine unstillbare Sehnsucht nach dem für ewig Verlorenen. Sollte ich wirklich nie mehr etwas erfahren von dem Mädchen, das so stolz und stumm alles Leid und allen Schmerz getragen hatte? Doch. — eines Tages gaben mir Fügung und Zufall erschöpfende Auskunft über den Ausklang eines Lebens, das mit dem meinen so innig verknüpft war. Der Herr des Hauses hatte an einem Sommertag geschäftlich in der Stadt zu tun und brachte von seiner Reise eine Zeitung mit, die er abends auf mich legte. Unter den Lokalnachrichten aus der grossen Stadt fiel mir eine Notiz auf, die mein Interesse in höchstem Grad erregte. Voll Staunen las ich: In der St. Michaelskirche fand heute morgen die Vermählung statt unseres hochverehrten berühmten Augenarztes Herrn Dr. Eberhard mit Mademoiselle Marcelle Fels aus Altenrhein. Die Nachricht von der bevorstehenden Hochzeitsfeierlichkeit hat schon lange freudigste Teilnahme nicht nur in dem grossen Bekannten- und Verehrerkreise des hochgeschätzten Menschenfreundes ausgelöst, sondern auch in allen Bevölkerungsschichten unserer Stadt. Die herzlichsten und aufrichtigsten Wünsche aller gehen dahin, dass dem edlen Helfer und Wohltäter so vieler Leidenden an der Seite der schönen und liebreizenden Gemahlin ein neues schönes Glück erblühe. Bekanntlich war Herr Dr. Eberhard schon drei Jahre verwitwet und nennt aus seiner ersten kurzen Ehe zwei reizende Kinder sein eigen. Die zweite, heute an-

getraute Frau, die einer sehr alten hochangesehenen Familie entstammt, war schon seit einigen Jahren Krankenpflegerin in dem grossen Sanatorium des Sanitätsrates Helferling. — Alle, die Gelegenheit hatten, die junge Dame kennen zu lernen, rühmen nicht nur ihre aussergewöhnliche Schönheit, aber auch ihre Herzensgüte und ihr warmherziges Verstehen für die Seelen- und Leibesnöte der Kranken und Leidenden. Auch wir schliessen uns von ganzem Herzen den vielen Sympathien- und Glückwunsch Kundgebungen an und rufen dem jungen Paar ein aufrichtiges «Ad multos annos» zu.»

Könnte ich doch sagen, wie mich diese Mitteilung bewegte! Mein schönes, teures Mädchen, die Gattin des Mannes, dem ihre erste und einzige Liebe gehörte! Wie wunderbar hat doch das Schicksal gewaltet! Wie herrlich eine Mutter- und Grossmutterliebe ihr treues Kind geleitet in Sphären, wo das reinste und edelste Glück zu Hause ist! Wenn es mir auch nicht vergönnt ist, die Freudentage des mir so lieben Mädchens mitzuerleben, ich sehe doch ihre strahlenden Augen, ihren lächelnden Mund. Und das macht mich so froh! Siehst du die Sterne dort oben blitzen und leuchten! Es sind meine Boten, die ihr meine Grüsse bringen sollen aus weiter Ferne, wo ewig grünt und blüht die Treue und die Liebe! — — —

Des Nähtischchens Stimme erlosch! In meinem Herzen aber war ein leises Klingen und Rauschen, das klang wie ein andächtiges «Amen!»

||||| Ausschau |||||

Gedächtnisausstellung Leo Schnug

Welch eine Verpflichtung trug dieser Mensch in sich! Und das endete in geistiger Umnachtung. In diesem Leben war irgendwie ein Zuviel und ein Zuwenig. Viele Hochbegabte, genau wie er, zerfielen leiblich vor der Zeit. Mit dem künstlerischen Werk haben Zerrüttung und Ende nichts zu tun. Es war geradezu widerlich, mit welcher Ausführlichkeit der klinische Fall Leo Schnug in Memoriam breitgetreten wurde. Formal zeigte kein Bild der wertvollen Gedächtnisausstellung irgendwelche Bewusstseinsstörungen. Das Inferno des Grausigen, Grotesken und Tragikomischen als Inhalt hat Schnug mit anderen Gestaltern gemein. Darin blieb der Künstler als Neugotiker völlig stilgetreu. Dass die gotische Welt mit ihren äussersten Zuspitzungen dem persönlichen Fühlen Schnugs entgegenkam, ist eine Sache für sich. Ein rechter Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen mit Zeichenstift und Farbtopf war dieser Leo Schnug. Held, Schlemihl und Märchenerzähler. — Das Ende des Künstlers war weder heroisch noch traurig; es war kläglich. Die Bürger behandelten den körperlichen Zerfall Schnugs wie einen Schlauch sauer gewordenen Weines aus bestem Gelände; sie würzten ihre Mahlzeiten mit Schnuganekdoten, eine Kritzelei des Künstlers gehörte ins Haus so gut wie ein echter Zinnteller; Achselzucken, unsentimental und resigniert, drückte die übliche Hoffnungslosigkeit des Falles aus. Dann kam der Triumph des Werkes. Nach dem Ableben. Als wäre alles vergessen, die Auflösung des Könnens, der körperliche Verfall, das klägliche Ende — es schlug ins Gegenteil um, so schlagartig, so überplötzlich zog ein Gestirn am Himmel auf. Im Kunsthaus staunten die Kundigen und Gewiegten. Tausende kamen. Der Zulauf war unerklärlich. So viele Kunstkenner und Kunstfreunde konnte es hier gar nicht geben. Alle taten sehr vertraut mit den Bildern, wiesen mit den Fingern, erklärten — unerhörter Formenreichtum, meinten die Gebildeten — andere vergnügten sich offensichtlich an der Lebensgier der Landsknechte; vor den Grotesken stand der Atem still — es war lebendigste Auseinandersetzung der Menschenmenge mit dem Werk des Künstlers. Die Menge redete mit den Bildern, die Ritter legten noch viel schneidiger die Lanze ein, das Schlachtbeil piff im Streite durch die Luft ohne Hodlers grossartiges Vorbild des Holzfällers, man tat den vielen Durstigen Bescheid, die Menge erkannte die Sonderlinge, die

es immer in alten Stadtvierteln gibt, auch in den historischen Kostümen wieder; so war der Mensch immer gewesen, vor fünfzig wie vor fünfhundert Jahren. Diese Verbundenheit der Besucher mit dem Werk war eine Seltenheit, eine Erscheinung, die zeigte was Volksverbundenheit des Künstlers in Wirklichkeit bedeutet. Die Schranke war einmal gefallen. Wie qualvoll manchmal anzusehen, wenn die Besucher von Ausstellungen hilflos, fremd und kopfschüttelnd vor den dargebotenen Kunstprodukten stehen, wie peinlich meistens, wenn ein Künstler seine Privatangelegenheiten öffentlich zur Schau stellt. Schnugs persönliches Wesen und Schicksal war Besitz des Volkes. Es muss also, möchte man konstatieren, der Künstler ein Don Quichotte, ein Till Eulenspiegel, ein Cyrano de Bergerac, ein Münchhausen — oder ein genialer Säufer sein, um sich ins Volksbewusstsein einzugraben. Die Masse fühlte aus dem Werke Schnugs die eigenen Leidenschaften, die eigene Lebensgier, das eigene Lebensleid. Die Masse erkannte auch aus der spitzwegisch-spitzbübischen Art Schnugs das Chimärische Fratzenhafte, Tückische unseres Daseins. Wie weit war doch Schnug von den Neuromantikern seiner Zeit entfernt, wie hoch stand er über der ganzen Richtung. Dort die Blutleere, das Gekünstelte des Bildungserlebnisses, dort die Schwäche einer erschöpften Zeit, hier das Urerlebnis, hier die saftige Fülle, die Lebensnähe, Pan und Satyr, hier tobten dunkle Gewalten, kein blosser Paläograph konnte so das wütige Heer durch Wolken und Wälder rasen lassen. Die Hand Schnugs war meisterlich. Diese Hand umriss die Wirklichkeit wirklicher, als sie in die Erscheinung trat. Vollkommene Präzision der Linienführung, etwas Absolutes, Unabänderliches liegt im Strich. Hier ist das Meisterhafte zu suchen — das Autoritäre, das von Schnug ausgeht. Kontur und Textur können und dürfen nicht anders zur Form gelangen. Hier ist Schnug, der Meister, am meisten entfernt von dem, was man am Menschen Schnug interessant fand. Krankheit und Kunst haben nichts miteinander zu tun. Der instinktsichere und gründliche Kostümkenner, der Schnug war, weist aus einer anderen Richtung her, ebenfalls darauf hin. Die geistige Existenz Schnugs unterstand einem bestimmten ordo, der nur in formregierter Gebundenheit verschiedene Möglichkeiten des Seins aktualisierte.

R. Schn.



Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant Belle-Vue.

Buhl (Haut-Rhin). Téléphone 195. Pension. Chambres confortables. Cuisine soignée. Repas à toute heure. Spécialité de vins d'Alsace. Carpes frites. Spécialité de truites au bleu. Jardin d'été. Bière de l'Espérance. Grande nouvelle salle pour Société.

Ernest Brohm.

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander. Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

Restaurant und Luftkurort

Gare Schweighouse **St. Gangolf** près Guebwiller

Berühmter Wallfahrtsort. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehme ruhige Lage am Tannenwald. Pension. Renommée Küche. Gut gepflegte Weine. Ia Tiger Bock. Spécialité: Tannenhonig mit Butter. Bärebrot mit selbst geräuchtem Speck und Schiefala.

Propr. Xavier Ruf.

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat.

O. Mischler.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés

Hôtel-Restaurant «Au Touriste»

BOULANGERIE

Guebwiller Gute Küche — 1^{re} Oberländer Weine — Möbl. Zimmer — Saal f. Vereine — Bäder.

Propr.: Xavier Baldenweck.

Hôtel de la Chaîne d'or (Kette)

Niederbronn-les-Bains Téléphone 50. Grande salle pour sociétés. Eau courant chaud et froid dans toutes les chambres, chauffage central. Maison recommandée aux voyageurs et touristes.

Propr.: Mad. Vve A. Kieffer-Jund.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Propr.: Beyer.

Hôtel-Restaurant Fischer

Lautenbach-Zell à 10 min. de la gare de Lautenbach. Déjeuners et Diners à toute heure. Vins d'Alsace et de France. Chambres confortables. Cuisine renommée. Spécialité: Carpes et Truites. Grande Salle. Electricité. Téléph. Propr.: Mme. Vve. Adolphe Fischer.

Hôtel de l'Etang de Hanau.

Hôtel Hanauer Weier.

Mittelpunkt herrlicher Ausflüge. Bahnstation: Bannstein oder Philippsbourg. Kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Forellen, Geflügel, Burejambon und Burebrot. Idealer Badeplatz (Hanau Plage), Kahnfahrten, Fremdenzimmer, Pension. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte auf Verlangen.

Propr.: Gustave Kunder (Tel. Philippsbourg Nr. 8).

Morsbronn-les-Bains

CONTRE GOUTTE - SCIATIQUE

==== RHUMATISMES ====

Grande Terrasse

Demandez renseignements à LA DIRECTION DU BAIN THERMAL.

EXIGEZ PARTOUT LES

BIERES DE COLMAR

LES MEILLEURES D'ALSACE

SOLISANA GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

Hôtel de la Pépinière

Ribeauvillé (Haut-Rhin), route de Sainte Marie a/M.
30 minutes de Ribeauvillé. Cure d'air.
400 m d'altitude. Situé dans la plus jolie contrée de la vallée
de Strongbach; entouré de forêts de sapins. Centre d'ex-
cursion. 25 chambres, 40 lits, confort moderne. Téléphone
La Pépinière. E. Weber, propriétaire.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m —
Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller
(Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un
grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses
ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant
et après saison. Propr.: G. Schneider.

Ferme Thierenbach - Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fließendem
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Propr. Mme. Vonesch-Blecheler

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Clécherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse
Téléphone 6399

**Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.**

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach